P.o. germ. 1811 w/(23

<36607042570016

<36607042570016

Bayer. Staatsbibliothek

20083.

Sämmtliche Werke

von

Caroline Pichler,

gebornen

von

Greiner.

Drey und zwanzigster Band.

Neue verbesserte Auflage.

Wien, 1823.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bibliothek

Kleine Erzählungen.

Von
Caroline Pichler,
gebornen
von
Greiner.

Zweyter Theil.

1. Die Wallpurgisnacht.
2. Die Geschwister.
3. Der entwendete Schuh.
4. Das gefährliche Spiel.

Wien, 1823.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.

Die Wallpurgisnacht.

Bayerische Staatsbibliothek München

Die Wallpurgisnacht.

Es war ein schöner Abend im Beginnen des Frühlings, als ein liebendes Paar in der Umwölbung frisch begrünter Büsche am Ufer des Sees saß. Hinter dem Gebirg war die Sonne schon lange verschwunden, nur die gegenüberstehenden Felsenzacken prangten noch in röthlichem Glanz; Dämmerung verbreitete sich in den Thalschluchten. Einzelne Nebelstreifen stiegen aus den Kieferwäldern empor, und schwebten langsam an den Abhängen hin; die Himmelswolken zitterten in den leis bewegten Wellen, einzelne Sterne erschienen am dunkeln Blau und spiegelten sich im Wasser wieder. Alles war still und feyerlich. Der Sonntag ging zu Ende, kein Geräusch arbeitender Menschen unterbrach das Schweigen, nur die Wellen des Sees klatschten in langsamen Schlägen an das Ufer, und hier oder dort tönte der

Ruf einer einsamen Sennerinn von der Alpe herab. Rudolph und Else hielten sich umschlungen, ihre Herzen waren von Liebe und Dank gegen Gott erfüllt, der sie so wunderbar bisher geführt; dann heute waren sie zum ersten Mahl in der Kirche des Benedictiner-Stiftes aufgebothen worden, und ihre Hochzeit war auf den nächsten Monath angesetzt. Sie hatten ihr Glück wohl verdient, manche schwere Prüfung hatte ihre Liebe geläutert und bewährt, und nur nach Jahren von Trennung und Kummer war es ihnen endlich gelungen, ein Glück zu genießen, das lange Entbehrung Ihnen um so theurer machte.

Rudolphs Vater war der reiche Sensenschmiedmeister Christoph gewesen, dessen Haus mit Werkstätten, Öfen und Wirthschaftsgebäuden dort drüben im Walde lag, wo der Gießbach aus dem dunkeln Tannengehege hervor stürzt und mit lautem Gebraus die mächtigen Räder treibt. Der einzige Sohn war von dem Vater zum geistlichen Stande bestimmt. Er war bey den Benedictinern in die Schule gegeben, denen Markt, See und Wälder weit umher gehörten, und sollte einst eine wichtige Person im Staate werden, wie es manche An-

dere in jenen Zeiten geworden waren, wo die Gefahren des dreyßigjährigen Krieges, Bauernaufruhr und trotzige Landherren, dem bedrängten Fürsten den Rath frommer gelehrter Männer sehr nöthig gemacht hatten. Meister Christoph sah seinen Sohn im Geiste schon, mit Kette und Kreuz geschmückt, in der Versammlung der Österreichischen Landstände oder am Hofe des Kaisers, weidete sich an der Ehre, die seinem Hause widerfahren sollte, und verzichtete gern dafür auf die Freuden, einst Enkel auf seinem Schooße zu wiegen und sein Haus auf blühende Kinder in Friede und Eintracht zu vererben.

Rudolph indessen dachte nicht wie sein Vater. Von Kindheit an hatte es ihm das Herz aufgeregt, wenn die Nachbarn Abends in der Schenke, oder an der Tafel im Stifte durchziehende Krieger von den jetzigen Zeitläuften, von den Zügen der Schweden oder wohl gar vom Wallenstein erzählten, unter dessen Fahnen Manche von ihnen gedient. Dann wallte sein Blut heißer, er hing am Mund der Sprechenden, und in seinen Spielstunden wurden die Gefechte, die er hatte beschreiben hören, unter seinen Kameraden dargestellt, über die

er sich, ohne es zu wollen, eine Art von Übermacht erworben hatte. Der Vater horchte wenig auf diese deutlich ausgesprochene Neigung seines Sohnes, und Rudolph mußte bey den Benedictinern bleiben, in deren Klosterzwang er sich wie im Kerker fühlte.

Aber der Knabe trat in die Jünglingsjahre, und das Gefühl fing an zu sprechen. Eine Frohnleichnams-Procession, bey welcher er, als der schönste und älteste der Klosterschüler, die schwere Fahne zu tragen, und an den ländlich geschmückten Altären am Ufer des Sees während der Evangelien zu stehen hatte, zeigte ihm ein Bild, das auf einmahl viele Räthsel seines Innern löste. Es traten aus dem Zuge sechs weiß gekleidete Mädchen, mit Blumenkränzen in den Locken und Blumenkörbchen in der Hand, hervor, sangen der heiligen Jungfrau einen Hymnus, und streuten die duftenden Kräuter des Mays vor der Hochgebenedeyten hin. Die Eine, bey Weitem die schönste von allen, richtete unter dem Kranze weisser Narcissen, der die goldenen Locken schmückte, das unschuldsvolle blaue Aug auf ihn; der Blick drang in sein Herz, die Fahne entsank beynahe seinen Armen. Auch das Mädchen blieb wie gefesselt

stehn, die Blumen einen Augenblick regungslos in der ausgestreckten Hand haltend; aber die Gespielen winkten, hastig streute sie ihre Spende vor dem Altar hin, und eilte, sich dem Zuge anzuschließen. Das Bild des Mädchens wich nicht mehr aus Rudolphs Seele, und trotz Schulstunden und strenger Aufsicht wußte er in wenigen Tagen sich Kunde von dem Mädchen zu verschaffen, zu erfahren, wer sie war, wo sie lebte, und sie, freylich selten und nicht ohne Gefahr, zu sehen und zu sprechen. Hoch oben auf dem Berge, der sich links am See hinab zog, stand des Vaters einsame Hütte, in der er, arm und wenig geachtet, von seiner Hände mühsamen Arbeit und dem Ertrag eines kleinen Feldes lebte. Auf Umwegen über Felsen und Schlüchte, wo Niemand seine Spur ahnte, wußte Rudolph den Weg zu ihr zu finden, und Else hatte den schlanken Fahnenträger zu wohl in's Auge gefaßt, um ihn nicht wieder zu erkennen, als er das erstemahl von dem Felsen hinter ihres Vaters Hütte niederkletternd, ihr überrascht, stumm und doch so beredt gegenüber stand.

Von dem an sahen sich die jungen Leute, so oft es möglich war, und diese Besuche hätten

vollends den letzten Funken von Neigung zum Kloster ersticken müssen, wenn noch einer in Rudolphs Brust geglimmt hätte. Er erklärte sich bestimmt gegen seinen Vater, ohne gleichwohl des mächtigsten Hindernisses zu erwähnen, das ihm seinen frommen Beruf verleidete; aber was er schlau verborgen zu halten glaubte, hatten Mißgunst und Zufall doch verrathen. Der Vater entbrannte in heftigem Zorn, und drohte ihm mit seinem Fluch, wenn er auch nur einen Gedanken an die Betteldirne da oben im Walde nähren, oder es versuchen würde, den Absichten seines Vaters entgegen zu handeln. Von Morgen an sollte er nicht bloß zur Schule und Unterricht in's Stift gehn; Meister Christoph hatte es mit dem Abte besprochen, daß sein Sohn völlig in's Kloster aufgenommen, dort wohnen, schlafen, und ganz als ein Candidat desselben behandelt werden sollte.

In derselben Nacht war Rudolph verschwunden. Die Bestürzung des ersten Augenblicks wich bey dem Vater bald der Überzeugung, daß der Bursche nicht weit fort, und schon wieder zu finden seyn würde, wenn es ihm an Geld gebräche. Indeß wurde bey dem Hüttler im Walde, bey Verwandten in der Umgegend nachge-

sucht, wo man den Flüchtigen vermuthen konnte; es zeigte sich keine Spur, wohl aber erfuhr man, daß eben im nächsten Städtchen Werber gelegen hätten, die um großes Handgeld Leute für des Erzherzogs Leopold Wilhelms Schaaren zu gewinnen suchten, da die Gefahr vor dem Eindringen der Schweden in's Herz von Österreich täglich wuchs, und Banner und Torstensohn Böhmen verwüstend durchzogen. Wie eine Centnerlast fiel bey dieser Nachricht dem Vater die Erinnerung an Rudolphs Liebe zum Soldatenstande auf's Herz, und wirklich stand es nicht vier Wochen an, als ein reisender Handwerksbursche, aus Böhmen kommend, durch den Marktflecken zog, und fürchterliche Dinge von den Gräueln der Schweden erzählte, dem erschrockenen Meister Christoph aber einen letzten Gruß und die Bitte um seinen väterlichen Segen von seinem Sohn Rudolph brachte, den er in Linz bereits in Montur auf einem schönen Pferde unter den Pappenheimischen Kürassieren auf dem Platz hatte halten sehen, wo der Oberst die Truppe musterte, und mit besonderm Wohlgefallen bey dem schön gewachsenen Recruten verweilte.

Jetzt war es um Christophs Fassung geschehe-

hen. Bisher hatte der Gedanke, daß sein Verschwinden nichts als eine List gewesen sey, um den Vater nachgiebig zu machen, seinen Muth und seine Strenge aufrecht erhalten. Nun war das Unglück da, und nicht allein keine Rede mehr von den Würden des geistlichen Standes, sondern vielleicht in Kurzem von dem Leben seines Sohnes, der ja im ersten Gefechte fallen konnte. Gern hätte der Vater jetzt seinen ehrgeitzigen Hoffnungen entsagt, wenn er nur den Sohn wieder gehabt hätte; er ließ auch durch den Abt an den Obersten schreiben — aber das Regiment war bereits nach Böhmen aufgebrochen, und in dieser bedrängten Zeit keine Rede von Entlassung auch nur Eines Mannes.

Drey Jahre waren auf diese Art vergangen. Reisende Handwerker, Krämer, die die Jahrmärkte besuchten, brachten zuweilen Nachricht von dem Entfernten. Er hatte im Kloster schreiben gelernt, und benutzte diese Fertigkeit nun, dem Vater und seiner Else manches Zeichen seines Lebens, seiner warmen Erinnerung zu geben. Else, so schmerzlich ihr die Trennung war, so viel sie für den Geliebten zu zittern hatte, wußte ihn doch lieber unter den Pappenheimischen Reitern, als unter den geistlichen

Herren; denn an seiner Treue zweifelte sie keinen Augenblick, und fühlte an ihrem Herzen, daß, wenn er das Leben aus dem Krieg zurückbrächte, so brächte er auch seine Liebe mit. Der Vater aber söhnte sich nach und nach mit dem Gedanken aus, den Sohn auf einer andern Bahn zu sehn, die ja doch auch zu Ehren und Würden führen könnte. Rudolph hatte sich nun ausgezeichnet, er war Wachtmeister geworden, man hatte in jenen Zeiten manches Beyspiel, daß ein Kind unbekannter Ältern im Kriege ein glänzendes Glück gemacht, und ein vornehmer Herr geworden war. Sein Unwillen legte sich, und als der lange Krieg sich seinem Ende zu nahen schien, die Friedensunterhandlungen in Oßnabrück angeknüpft waren, erkrankte Meister Christoph schwer, er fühlte, daß er nicht mehr aufkommen würde, ließ dem Sohn schreiben, der jetzt leicht Urlaub, und, wenn er wollte, auch seinen Abschied erhalten konnte, und Rudolph flog an das Schmerzenslager des versöhnten Vaters, der eben noch lange genug lebte, um in des Sohnes Armen zu sterben, und ihm mit seinem Segen seine ganze beträchtliche Habe zu hinterlassen.

Nun dachte Rudolph nicht mehr daran, zu

seinen Gefährten zurück zu kehren. Er hatte die Welt gesehn, er hatte sich Ehre erworben. Else hatte recht geglaubt; er brachte seine ganze Liebe und Treue mit aus dem Krieg und hatte fortan keinen andern Wunsch, als sie recht bald in seines Vaters wohlgeordnetes Haus einzuführen.

Indeß hatte das Wiederkommen des reichen, schönen, jungen Mannes Aufsehen in der Nachbarschaft und mancherley Wünsche und Hoffnungen erregt, und wie er den nächsten Sonntag in der knappen Reiterstracht, mit den kriegerischen Stiefeln, den hohen Huth, von dem die rothe Feder über die Schulter wallte, kühn in die Augen gedrückt, unter den Bauern am Brunnen vor der Kirche stand, um den Anfang des Gottesdienstes zu erwarten, da wandten sich die Augen aller Frauen und Mädchen nach der stattlichen Erscheinung. Man bemerkte seinen schönen Wuchs, wie gut ihm das Soldatenkleid stund, wie er sich ganz anders in den drey Jahren ausgebildet habe, wie treu und freundlich, trotz des kriegerischen Aussehns, die blauen Augen unter dem dunklen Huth und den vollen gelben Locken hervorblickten; man berechnete, wie reich der Vater war, wie schön und

wohlversehen das Haus und die Sensenschmiede sey, und Rudolph war von dem Augenblicke an der Gegenstand vielfältiger Bemühungen, die aber alle ganz spurlos an seinem treuen Sinne abglitten. Vor allen hatte Gertrud, des Pflegers einzige Tochter, den Eindruck allzuwohl bewahrt, den sein Anblick am Brunnen auf sie gemacht, und sie zweifelte keinen Augenblick, daß es ihr, dem vornehmsten und reichsten Mädchen im Orte, glücken würde, auch den bedeutendsten Freyer zu gewinnen. Nichts, was zu diesem Zwecke führen konnte — freundliche Einladungen und Auszeichnung, schimmernde Aussichten in die Zukunft, wenn der Pfleger, ein mächtiger Mann in seinem Wirkungskreise, sich für den Ehrgeiz des künftigen Schwiegersohns verwenden wollte, Erkundigungen und endlich unmittelbare Anträge — wurde gespart; aber Rudolph blieb immer gleich ungerührt, bis man zuletzt nicht ohne heftigen Unmuth inne ward, daß dieß anscheinend kalte Herz schon längst von einer stillen Flamme erfüllt und, nur zu warm, von keiner Zeit, keiner Trennung zerstört, seine treue Liebe für ein armes unbekanntes Mädchen bewahrt habe. Jetzt versuchte man es, durch Verläumdungen und Verlockungen

die liebenden Herzen zu trennen. Else erfuhr tausenderley Verdruß, Rudolph wurde von allen Seiten mit den nachtheiligsten Berichten von seiner Erwählten gereizt, und Elsens Vater durch Drohungen geschreckt. Aber Alles fruchtete nichts. Rudolph ging still seinen Weg fort, empfand von dem allen nur die Kränkungen, die Else fühlen mußte, erhielt nach mancher Verzögerung ihres Vaters Einwilligung, und sah sich endlich am Ziele seiner Wünsche.

Nun saßen sie beysammen am Ufer des Sees im neu beschatteten Erlengebüsch, versenkt in selige Gespräche, die nur zuweilen ausdrucksvolle Seufzer und wortlose Entzückungen unterbrachen. Die Dämmerung hatte indeß der Nacht Platz gemacht. Der Glühwurm fing an durch's Dunkel zu leuchten, und drüben hinterm Wald blickte düster und bleich die schmale Sichel des Neulichts durch die Wipfel des Tannenwalds auf der Felsenwand, die steil vom See in die Lüfte empor stieg. Hier und da raschelte eine Eidechse oder ein Laubfrosch durch's Gras, und das Nachtgevögel fing an, aus den Büschen aufzuflattern. Else fuhr ein Paarmahl zusammen, es ward ihr unheimlich zu Muthe, und fester schmiegte sie sich an die Seite ihres

Bräutigams. Er lächelte ihrer Furcht, und suchte sie zu zerstreuen; aber Else wurde mit jedem Augenblick ängstlicher, allerley Erzählungen von zauberischen Wesen, die in diesen Stunden der beginnenden Nacht unheimlich zu walten pflegen, von der Macht, die sie durch verborgene Künste über Menschen, Thiere, Wolken und Wellen auszuüben vermögen, fielen ihr ein, und sie vermochte, selbst in Rudolphs beruhigender Nähe, nicht, ihrem innern Grauen zu gebiethen. In dem Augenblicke schallten leise Fußtritte durch die Finsterniß. Sie näherten sich. Else zitterte, Rudolph horchte; es kam etwas durch die Nacht geschritten. Er sprang auf und trat, Elsen im Arm haltend, dem Kommenden entgegen. Es schien eine verhüllte Weibsgestalt, die den Waldpfad vom Berge herab kam. Wer da? rief Rudolph: Wer geht hier? Die Gestalt stieß einen dumpfen Schrey aus, und flog mit schnellen Schritten dem Walde zu.

Else war so erschrocken, daß sie lange nicht zu sprechen vermochte. In ihrem Sinn war die Verhüllte nichts anders als eine Hexe, die oben auf der Bergwiese, wo das Steinrund liegt, und wo bey Nacht die Elfen tanzen, daß man die Spur ihrer Ringe am Morgen im Grase

sieht, gewesen war, und nun in irgend einem Zauberwerk, im Kräutersuchen oder Beschwören, wozu Einsamkeit und Schweigen erfordert wird, durch Rudolphs Anrede gestört und vielleicht in große Noth gebracht worden sey, die sie ihnen entgelten lassen würde. Vergebens redete ihr Rudolph zu; vergebens glaubte er an Wuchs und Stimme die Pflegerstochter erkannt zu haben, und sagte es Elsen. Was sollte die reiche vornehme Jungfer in so später Nacht hier thun? Wo käme sie denn so allein her? Else fürchtete den Zorn der gereizten Hexe, und es dünkte sie nicht unmöglich, daß solche Personen auch wohl, um Andere zu äffen und irre zu führen, fremde Gestalten und Stimmen annehmen könnten.

Während dieser Reden hatte Rudolph sein zagendes Mädchen nach Hause geführt, und dachte des nächtlichen Abenteuers weiter nicht mehr. Auf Elsen hatte es einen tieferen Eindruck gemacht, und sie vermochte lange nicht, die unheimliche Begegnung zu vergessen. Aber am schmerzlichsten hatte sie auf jene gewirkt, welche die Ursache all dieses Schreckens war, auf Gertrud selbst; denn sie war es wirklich gewesen, die in der Sonntagsnacht vom Walde

herab kam, und Rudolph hatte sie nur zu wohl erkannt. Es war nicht das erste Mahl, daß sie bey aufgehendem Monde, verhüllt und verstohlen, diesen Weg zurück gelegt hatte; und ganz hatten auch Elsen ihre Vermuthungen nicht getäuscht. Nach dem Bilde des Dichters von dem verwundeten Hirschen, der, den tödtlichen Pfeil in der Seite tragend, rastlos durch Feld und Wald eilt, und immer nur die brennende Verletzung fühlt, hatte eine heftige Leidenschaft Gertrud umhergetrieben, seit sie Rudolph das erste Mahl gesehn. Es brauchte lange, bis sie erkannte, mit welchen Hindernissen sie in diesem Herzen zu kämpfen habe, und als sie es endlich einsah, war ihre Neigung schon zu sehr erwachsen, um sie noch mit Erfolg bestreiten zu können. Auch fehlte es Gertrud hierzu an Willen, an Ergebung, an frommem Sinn. Wohl aber versuchte sie durch den Einfluß ihres Vaters und sonst noch auf jede Art, jenes ihr verhaßte Band zu trennen, und endlich, als auch diese Versuche mißlangen, nahm sie ihre Zuflucht zu geheimen Künsten. Es lebte manches Weib in der Nähe der man mehr als gewöhnliche Wissenschaft zutraute, und manche Geschichten wurden erzählt, manches begab sich, das nicht im Laufe

der Natur gelegen haben konnte. Eine solche Trösterinn und Rathgeberinn hatte Gertrud gewünscht und auch bald gefunden, und vieles war versucht worden, dessen Gefahr nur Rudolphs und Elsens gottergebner Sinn von ihnen abgewendet hatte.

So fruchtlos alle diese Bestrebungen blieben, so waren sie doch nicht im Stande, Gertrud von einer hoffnungslosen Leidenschaft zu heilen, und sie erschrack, wie vor einem nie zu ahnenden Unglück, als heut Morgens der Pfarrer nach der Predigt die Brautvaare verkündete, und Rudolph und Else genannt wurden. Ihre Nachbarinn mußte sie halb ohnmächtig aus der Kirche führen. Das erregte Aufsehen. Viele wußten es wohl zu deuten; denn was Gertrud und ihre Ältern sich in dieser Sache versprochen und erlaubt, war bekannt geworden, und als das Hochamt zu Ende war, und die Gemeinde noch am Brunnen auf dem Kirchenplatz verweilte, wurde Rudolphs nahe Heirath, Elsens Glück und der stolzen Gertrud Ohnmacht von allen Seiten beurtheilt und besprochen. Unbesonnene Nachbarinnen ermangelten nicht, der Frau Pflegerinn und ihrer Tochter alles, was am Brunnen geredet worden war, zu hinterbringen,

und Gertrud sah sich, nebst dem Schmerz über den letzten verschwundenen Hoffnungsstrahl, auch noch dem allgemeinen Gerede und Gespötte preis gegeben.

Mit verzweifelndem Herzen erwartete sie das Sinken des Tages, um in dieser höchsten Noth bey ihrer Vertrauten Rath zu suchen. Vermummt und unbemerkt war sie mit der Dämmerung aus dem Hinterpförtchen des Hauses geschlichen, hatte eben so ungesehn die Hütte in der Felsenschlucht erreicht, und mit aller Heftigkeit ihres Gefühls augenblickliche Hülfe gefordert, wenn nicht Alles verloren seyn sollte. Gelassen und grinsend wies die Alte sie zur Geduld, sagte ihr, daß sie jetzt an einem Werke arbeite, das ihren Wünschen sicher entsprechen würde, indem alle Stellungen der Gestirne, über die Stunde, wo das geheimnißvolle Gebräu begonnen, günstig gestanden hätten, und daß sie an seinem Gelingen nicht zweifele; nur fordere sie sieben Haare von Gertrudens Haupt. Wie willig verstand sich diese dazu! Auf einem kleinen Schemmel niedersitzend both sie den dürren Fingern der Alten ihr dunkles Gelocke; aber ein stechender Schmerz durchfuhr sie bey dem ersten Haar, das jene auszog. Erschrocken

sprang Gertrud vom Schemmel auf, die Alte drückte sie gewaltsam nieder, und ihr höhnisches Lachen begleitete den noch sechsmahl wiederhohlten empfindlichen Stich. Dann führte sie die betäubte Gertrud vor die Thür, schloß diese hinter ihr, und rief ihr nur noch zu, wenn der Mond voll werde, wieder zu kommen, aber nicht eher.

Noch eine ganze Weile stand Gertrud vor der geschlossenen Thür. Ihr Haupt schmerzte sie heftig, und ein unnennbares Grausen, wie sie es noch nie gefühlt, wenn sie hier gewesen, hatte sich ihrer bemächtigt. Es war indeß finster geworden. Alles schien ihr verändert, düster starrten sie die Felsenzacken an, wie sie in die dunkle Luft emporstiegen, ein unheimliches Gebrause ging durch den Wald, der See schlug dumpf und ächzend an's Ufer. Von innerer Angst getrieben, eilte sie an den Büschen des Gestades hin, Fledermäuse schwirrten pfeifend vor ihr auf, jedes rauschende Blatt machte ihr bange, und in dem dämmernden Dickicht, durch welches ihr Weg sie führte, bildete der schief einfallende bleiche Mondesstrahl ihr furchtbare Gestalten. Jetzt, dort in dem Busche am Ufer, regte sich's; sie hörte flüstern, es hob sich lange

und furchtbar empor, es trat ihr entgegen, und Rudolphs Stimme, des heftig Gewünschten, des so schmerzlich Verlornen, traf ihr Herz. Er war es, seine Else im Arm. Schrecken und Jammer preßten ihr einen dumpfen Schrey aus, und sie eilte mit schnellen Schritten dem Walde zu.

Mit welcher Ungeduld erwartete die Gepeinigte den Tag des Vollmondes; indeß das glückliche Brautpaar jeden Morgen mit gleich stiller Freude aufsteigen sah, weil er ihnen neues Glück brachte, und jeden Abend mit Lust berechnete, daß sie nun um einen Tag dem Ziel ihrer Wünsche wieder näher gekommen. Endlich kam der bestimmte Abend. Es war wolkicht und stürmisch. In dunkles verhüllendes Gewand vermummt, eilte Gertrud auf den einsamsten Wegen den See entlang und schlüpfte in die Hütte. Die Alte hatte sie erwartet; kein Licht, als das des Mondes, über welches der Wind die Wolkenschatten jagte, erhellte in schnellem Wechsel den unfreundlich finstern Raum. Hinten, wo die Hütte am rauhen Felsen lehnte, schloß ein Pförtchen die geheimnißvolle Höhle, in der die Alte ihre Tränke und Zauber bereitete, während in der vordern Stube alles von

gewöhnlicher Armuth und allgemeinem Gebrauch zeugte. Gertrud sah die Alte an, und eine Art Grausen befiel sie; denn es dünkte sie, sie habe heut ein ganz anders Gesicht wie sonst. Ihre Mienen mochten die Stimmung ihres Gemüthes verrathen haben. Die Alte grinste sie furchtbar an; Gertrud wagte keinen Laut, sie geboth ihren Blicken, und folgte der Führerinn zu dem Pförtchen. Jene öffnete und trat in die niedre finstre Höhle, in der für jetzt nur ein mäßig großer Kessel auf verglühenden Kohlen zu sehen war. Die Alte hohlte Feuer, Zange und Blasebalg, sie schürte, sie fachte die Lohe an, Gertrud wollte ebenfalls hinein treten, und ihr helfen; sie stieß sie zurück, indem sie ausrief: Thörinn! Es ist dein Tod! Bleib draußen!

Zitternd blieb Gertrud unter der Thüre stehn. Der Kessel fing an zu wallen, ein betäubender Dampf stieg in die Höhe, das Gesicht der Alten wurde im Schein des flammenden Feuers immer fremder, immer gräßlicher; Gertrud wagte nicht mehr sie anzusehn. Jetzt erhob sich der Rauch in dicken Wolken über dem Gefäß und füllte die ganze Höhle an. Blick hin! rief die Alte, und wies mit der dürren Hand an die gegenüber stehende Wand. Der Rauch

wallte auf und ab, und ballte und zog sich von einer Seite auf die andere. Endlich war der Mittelpunct frey. Eine wohl eingerichtete Stube erschien; in ihr saß an einem Tische ein Mann, beschäftigt eine Flinte zu putzen. Es war Rudolph! Nicht sein Bild, er selbst, wie er leibte und lebte. Ein größeres Kind spielte am Boden, ein kleineres schlief in der Wiege am Ofen. Jetzt ging die Thüre auf. Eine Frauengestalt trat herein, und Gertrud erblickte mit Entsetzen sich selbst, wie in einem Spiegel. Die Frau ging zu Rudolph hin, sie grüßten sich mit unverkennbarer Zärtlichkeit; dann setzte sich die Gertrud des Bildes hin, nahm das Kind aus der Wiege, legte es an ihren Busen, und der Vater sah mit Lust und Rührung auf seine Lieben hinüber. Gertruds Herz schlug hoch, ihr Blick flammte. Sie war es! Rudolphs Weib. Ihre Kinder die Seinigen! Ein Ausruf der Freude entfuhr ihren Lippen, mit gräßlichem Gepolter verschwand Alles vor ihren Augen. Die Alte riß sie gewaltsam mit sich aus der Thüre, die krachend hinter ihnen zuschlug, und ergoß sich nun in Scheltworten über ihr unzeitiges Geschrey. Aber Gertrud ließ die Alte keifen, und

fragte nur: Und wird es so seyn? Werd' ich sein Weib werden?

Du hast es gesehn! Jetzt frage nicht mehr! Und damit schob sie sie aus der Stube, und verboth ihr sobald nicht wieder zu erscheinen. Gertrud verlangte es nicht. Hatte sie doch gesehn, was der Zielpunct aller ihrer heftigen Wünsche war, sich als Rudolphs Weib! Wie träumend kam sie zu Hause an. Rudolph sollte ihr gehören, sie lieben, und sie ein Glück erreichen, dessen Größe ihr nun selbst schwindelnd vorkam! Bald indeß fand sie sich darein. Sie begriff zwar nicht recht, wie es zugehn sollte, da seine Hochzeit mit Elsen ganz nahe war, und sich nirgends ein Hinderniß, ja nur eine Ursache zur Verzögerung zeigte; aber sie vertraute auf das, was sie bey der Hexe gesehn, endlich auf ihre Vorzüge und Rudolphs gesunden Verstand, der ihn vielleicht doch noch, ehe es zu spät war, den Mißgriff seiner Wahl einsehen machen würde. In diesem Vertrauen harrte sie jeden Tag mit heftiger Spannung auf jede Neuigkeit, auf jedes Wort, das sie von Andern oder im Hause reden hörte, indem sie keineswegs zweifelte, es möchte sich etwas zutragen, welches ihren Hoffnungen entsprechen,

und Rudolphs verhaßte Heirath zerstören sollte. Aber Tag für Tag verging, ohne daß jenes Ereigniß eintrat. Gertruds innere Bewegung stieg auf's höchste. Ungeachtet des strengen Verbothes war sie schon zweymahl an der Hütte in der Felsenschlucht gewesen; aber sie fand die Thüre fest verschlossen, und, ob die Alte wirklich abwesend war, oder nur nicht öffnen wollte, blieb ihr ein Räthsel. Endlich fehlten nur mehr zwey Tage an der bestimmten Frist, und da sich statt jener Nachricht, welche Gertrud mit banger Spannung erwartete, vielmehr die Kunde verbreitete, vorübergehende Jägerbursche hätten die Hütte der Alten im Walde offen stehend, leer, und sie selbst nirgends gefunden, entwickelte sich mit dem Gefühl getäuschter Hoffnung und bitterer Beschämung die Überzeugung in Gertrud, daß die Alte sie betrogen und einen schändlichen Gebrauch von ihrer Leichtgläubigkeit gemacht habe. Mit Hast ergriff sie daher das Anerbiethen einer Verwandten, die den folgenden Tag nach der nächsten Stadt abzureisen gedachte, wo eine Schwester von Gertruds Mutter lebte, um nur nicht zu allen ihren vorigen Schmerzen auch noch die Demüthigung und die Pein zu erleben, an

dem Tage der Hochzeit gegenwärtig seyn zu müssen.

So setzte sie sich denn mit ihrer Verwandten in ihr Wägelchen, blickte unter heißen Thränen des Zornes und des Schmerzens noch einmahl vom Ende des Sees auf den Markt und die Waldgebirge zurück, wo da links hinüber der dicke Rauch aus der Sensenschmiede emporwallte, und das Haus stand, in welchem bald eine andere als sie schalten, und des höchsten Glückes dieser Erde, der Liebe des schönsten Mannes, sich erfreuen sollte. Sie verwünschte die Hexe, die sie mit falschen Hoffnungen geäfft hatte, und langte in tiefer Betrübniß bey ihrer Muhme an.

Es dauerte nicht lange, so kam die Nachricht von Rudolphs Hochzeitsfeste, von der kostbaren Mahlzeit, von dem prächtigen Hochamte in der Stiftskirche, wie stattlich und blendend der Bräutigam in seiner Reiterstracht, (denn noch hatte er den angesuchten Abschied nicht erhalten), wie wunderschön und dabey so demüthig die Braut in ihrem köstlichen Putz ausgesehn, nach dem Städtchen. Man hörte erzählen, daß Rudolph am folgenden Tage zwanzig Arme gespeiset, bey der Tafel ihnen sammt sei-

ner jungen Frau aufgewartet, die sich ungemein hold dabey benommen, und er sie alle mit Kleidungsstücken und einem Zehrpfennig beschenkt habe, und Gertrud konnte den giftigen Pfeilen, die sie auch hierher verfolgten, nicht ausweichen. Ihr Herz war zermalmt, ihr Stolz auf's grausamste verletzt, und nichts blieb in ihrer wunden Brust, als eine unzerstörbare Leidenschaft für den Verlornen.

Indessen schien sich ihr, wenigstens von Einer Seite, eine Art Trost anzubiethen. Ein reicher Hammermeister, der sein Werk aufgegeben hatte, und von seinem ansehnlichen Vermögen in Ruhe lebte, kam oft in das Haus von Gertruds Verwandten; er sah sie, und fand, daß sie, trotz ihrer schon verblühenden Jugend und einem Zug von Hohn und Stolz in ihren Mienen, noch für ein ganz hübsches Mädchen gelten konnte. Gerade ihr Stolz, ihr entschiedenes Betragen, gefiel dem eitlen Mann, und daß sie des angesehenen Pflegers Tochter und reich war, schmeichelte andern Neigungen seines Herzens. Er ließ ihr durch die Muhme einen Antrag machen. Sie überlegte. Der Mann war bejahrt, von unangenehmer Gestalt, und wohnte weit von hier in den Bergen, das war

nicht nach ihrem Sinne; aber der Gedanke, heirathen, und dem Stolzen, der sie einer Betteldirne aufgeopfert, zeigen zu können, daß sie eine noch weit glänzendere Parthie hatte finden können, bestimmte sie, den Antrag anzunehmen. Nur mußte ihr Triumph vollkommen seyn, und deßwegen ihrem Freyer die unerläßliche Bedingung gesetzt werden, daß er seine einsame Besitzung verlassen, und sich in Gertruds Geburtsort mit ihr ansiedeln müsse. Der Wunsch, in der Nähe ihrer Ältern zu leben, galt zum scheinbarsten Vorwande; was am tiefsten dabey im Grunde ihres Herzens lag, gestand sie sich vielleicht selbst nicht ein. Sie wollte jetzt nur den Mann, der sie ausgeschlagen, demüthigen, und die verhaßte Nebenbuhlerinn verdunkeln. Alles erstaunte daher, als nach Verlauf einiger Wochen, die Pflegerstochter als Gemahlinn des allbekannten reichen Hammermeisters in ihr väterliches Wohnort zurückkehrte, und bald das schönste Haus im Markte, die kostbarste Einrichtung und die prächtigsten Kleider besaß. Alles beschwatzte diese Neuigkeit, zerbrach sich die Köpfe über den schnellen Entschluß, bespöttelte oder lobpries ihn, je nachdem eines Jeden Sinn gestellt war; nur diejenigen

auf welche der Streich eigentlich geführt war, die, deren Kränkung der eigentliche Zweck dieſes Schrittes geweſen, nur Rudolph und Elſe bekümmerten ſich nicht darum. In der Einſamkeit ihres abgelegnen Hauſes, von dem Treiben und Reden der Nachbarn geſchieden, mit der Einrichtung einer neu angefangenen Wirthſchaft beſchäftigt, durch ihre gegenſeitige Liebe vollgenügend beglückt, fragten ſie wenig nach der übrigen Welt, und man hatte im Flecken ſchon bald aufgehört, von der großen Neuigkeit zu ſprechen, als Elſe erſt am Sonntage in der Kirche Gertruds Heirath vernahm, und ſich herzlich darüber gefreut haben würde, wenn der neue Ehemann, den man ihr zeigte, ihr nicht gar zu alt und häßlich vorgekommen wäre. Beym zu Hauſe Kommen erzählte ſie es ihrem Manne, das Ereigniß wurde eine Weile beſprochen, und am Abend, als ſie Hand in Hand vor der Hausthür ſaßen, die untergehende Sonne eine glühende Brücke über den See ſchlug, die Stille des ſinkenden Tages, die Schönheit der Natur um ſie her, das fromme Glück ihrer eigenen Herzen ſie zum innigen Dank gegen Gott aufforderte, hatten ſie Gertrud und ihre Heirath rein vergeſſen.

Aber Gertrud konnte Rudolph nicht vergessen. Zwar lebte sie dem Anschein nach in glänzenden Umständen, ihr Haus war eines der vornehmsten im Orte, ihr Tisch am besten besetzt, und von jedem Jahrmarkt brachte der gefällige Ehemann ihr schöne Stoffe, köstliches Geschmeid, oder zierliches Geräth mit nach Hause. Dennoch nagte die Natter des Neides und des heimlichen Verlangens an ihrem Herzen. So oft sie Rudolph in der Kirche oder bey einem Schmause erblickte, fühlte sie ihr Innerstes erschüttert, jedesmahl brannte dann die Stelle ihres Kopfes, von welcher die Alte ihr voriges Jahr die Haare genommen, mit unsäglichem Schmerz; sie welkte in ungestillter Sehnsucht langsam hin, und als jetzt die Geburt eines Knaben das Glück des jungen Ehepaars in der Sensenschmiede vollkommen machte, da riß es, wie mit brennenden Hacken, an ihrem Herzen, und sie wußte sich ihres Jammers kein Ende. Gerade um diese Zeit ließ sich, wie man sagte, die Alte in der Hütte der Felsenschlucht wieder sehen. Jägerbursche, die durch den Wald streiften, wollten sie erblickt haben; denn von jeher zeigte das Geheimnißvolle der Natur sich am ersten dem mit ihr vertrautern

Weidmann. Später brachten auch Holzknechte Nachricht von der Anwesenheit der Hexe, und wie man Spuren ihres verborgenen nächtlichen Treibens in dem Steinrund oder auf der Waldwiese gefunden habe. Gertrud sammelte alle diese Kunden in ihrem Herzen; es erwachte eine heftige Lust in ihr, die furchtbare Alte zu besuchen, nur um sie wegen ihres lügenhaften Zauberspiels zur Rede zu stellen. Eine Weile kämpften beßre Regungen und die Erinnerung des ersten Betrugs mit diesem Wunsch, zuletzt siegte dieser. Gertrud besuchte die Alte, sie fand die Thür nicht mehr verschlossen, sie ging von da an öfters hin, und Alles an ihr und um sie fing an, sich nach und nach anders zu gestalten.

Ihre ungleichen Launen, die reizbare Heftigkeit, welche sie ihrem Mann und allen ihren Hausgenossen oft unerträglich machte, verloren sich allmählich, sie wurde freundlicher mit allen, sie nahm gegen ihren Mann ein beynahe schmeichlerisches Wesen an, sie zeigte sich munter in der Gesellschaft, eifrig im Haushalt, und eine innere Sicherheit schien sie über alle äußern Vorfälle zu erheben und zu beruhigen. Mit ungezwungner Leichtigkeit suchte sie nun nähere Bekanntschaft in der Sensenschmiede, sie mach-

te Elsen ein Paarmahl freundlich in der Kirche Platz, sie sprach einige Worte mit ihr, ein gefälliges Betragen stellte sich zwischen ihnen her, aus einzelnen Worten wurden längere Gespräche vor der Kirchthüre und beym Nachhausegehn; die Hammermeisterinn bewies Elsen eine unverkennbare Zuneigung, und Elsens Herz war nicht fähig, früherer Beleidigungen zu gedenken, wo sie Reue oder Willen zu vergüten zu sehen glaubte. Sie erwiederte Wohlwollen mit Wohlwollen, und es machte sich endlich eines Sonntags, daß die Hammermeisterinn, die schon oft von der schönen Lage der Sensenschmiede geredet hatte, Elsen geradezu nach Hause begleitete.

Der erste Besuch war kurz, ihm folgten mehrere und längere. Auch Else kam zuweilen herüber, nur viel seltner; denn zu Hause war Rudolph, ihr Kind, und folglich ihre Welt. Auch hatte Rudolph sie anfänglich vor einer zu genauen Bekanntschaft mit einer Person gewarnt, die ihr einst so viel übeln Willen bewiesen hatte. Das würde allein hinreichend gewesen seyn, Elsen von jeder weitern Annäherung abzuhalten, denn ihres Mannes Wunsch war ihr Gesetz; aber Rudolph mußte selbst nach

und nach seinem frühern Argwohn entsagen, die Hammermeisterinn war höflich mit ihm, freundlich mit Else, ohne jene Übertreibung, welche auf Absichten schließen läßt. Der Ruf erzählte, daß ihr häusliches Verhältniß viel anständiger sey, als im Anfange ihrer Ehe, und Rudolphs Herzen lag der Glaube an menschliche Güte, an Rückkehr vom Bösen so nahe, daß auch er endlich seinen heimlichen Widerwillen gegen Gertrud fahren ließ, und nichts mehr dawider hatte, wenn die Frauen sich öfters sahen.

Nur ein einziger Umstand nährte zuweilen den alten Verdacht, oder weckte ihn für kurze Zeit aus seinem Schlummer. Das war die dunkle Vermuthung, welche hin und wieder unter den Bewohnern des Ortes sich regte, als pflege Gertrud einen geheimen Umgang mit der Alten in der Felsenhütte, welche die ganze Gegend eine Hexe schalt. Doch auch diese Gerüchte waren so wenig bestätigt, Gertruds Benehmen zeigte so wenig Spuren eines solchen Sinnes, daß auch diese Gedanken keine bleibende Festigkeit erhalten konnten, und der Umgang der beyden Frauen um so ungestörter war, da die Hammermeisterinn am liebsten jene Stunden

oder Tage zu ihren Besuchen wählte, wo sie den Sensenschmied nicht zu Hause wußte. Diese Beobachtung trug nicht wenig bey, auch Elsens Herz über jede eifersüchtige Regung gegen die noch immer hübsche und einst so gefürchtete Nebenbuhlerinn zu beruhigen.

Gegen den Frühling mußte Rudolph eine etwas längere Reise unternehmen. Else dachte mit Schmerz an die bevorstehende Trennung; Gertrud baute eine sichere Hoffnung darauf, und so blieb, was auch in ihrem Herzen bey dem Gedanken an Rudolphs Entfernung sich regen mochte, ihre Haltung äußerlich ruhig.

Rudolph war nun abgereiset; vor dem Anfang des May war seine Rückkehr nicht zu erwarten. Else fühlte sich recht verlassen, und selbst Gertrudens Gesellschaft vermochte wenig über ihre Sehnsucht. Diese kam jetzt desto fleißiger, um die Einsame, wie sie sagte, zu trösten. Die Spinnabende hatten mit der beginnenden Feldarbeit aufgehört, die Frauen waren sehr oft allein, und Else, die für ihr Leben gern wunderbare Geschichten, und schauerliche Ereignisse hörte, fand sich am besten zerstreut, wenn ihre Freundinn solche Gegenstände auf die Bahn brachte; und das that sie, wie es schien, sehr gern.

Es kam allerley zur Sprache, und nachdem das Kapitel der Geistererscheinungen, der Ahnungen, der deutsamen Träume erschöpft war, erzählte Gertrud ihrer Freundinn Mancherley, was eine neue Welt vor ihren Blicken eröffnete, nähmlich: von Menschen die sich unsichtbar zu machen, oder zu gleicher Zeit an verschiedenen Orten zu seyn vermöchten, von der Wissenschaft, Abwesende deutlich und klar vor sich erscheinen zu machen, ihnen, trotz großer Entfernungen, Liebes oder Leides nach Gefallen zuzufügen; zukünftige oder auch gegenwärtige wie wohl weit entlegene Dinge zu erforschen; von der Macht, in undenkbar schneller Zeit einen verhältnißmäßig ungeheuren Raum zurück zu legen, Verstorbene zu rufen u. s. w. Wie mit großer Vorsicht, und unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit, theilte sie ihr einige solche Erfahrungen, von denen sie bey ihrem letzten Aufenthalt in der Stadt gehört, mit, und gab nicht undeutlich zu verstehn, daß die Mutterschwester, bey der sie damahls gelebt, selbst in mehreren solchen Künsten erfahren gewesen sey, und ihrer Nichte erstaunenswürdige Proben ihrer Wissenschaft habe sehen lassen. Elsens Neugierde war auf's höchste gespannt.

Unzählige Fragen drängten sich in ihrem Geiste, und indeß ein Schauer nach dem andern sie überrieselte, forschte sie immer weiter, und hing wie bezaubert an den Lippen der kunstvollen Erzählerinn.

Gertrud hatte richtig berechnet. Elsens Vorwitz, ja ihre brennende Begierde nach solchen Dingen war aufgereizt, besonders da nach und nach Gertrud sich manchen Wink entfallen ließ, es sey nicht unmöglich, ähnliche Dinge einmahl zu sehn, oder Zeuge davon zu seyn, wenn man auch, wovor Else schon bey dem fernsten Gedanken zurück schauderte, nicht den geringsten Antheil selbst daran nähme.

Ist es möglich? rief Else erstaunt. Warum nicht? erwiederte Gertrud: Es gibt Verwahrungsmittel, Vorkehrungen, die zu treffen sind, es werden den übernatürlichen Mächten gewisse, unüberschreitbare Schranken gesetzt. Vorsichtig muß man freylich seyn, sich von keinem Vorwitz, auch von keinem unzeitigen Schreck hinreissen lassen, die bestimmten Grenzen zu übertreten, oder zu sprechen, wo das tiefste Schweigen gebothen ist. Übrigens kann dann nichts geschehn, und wie ihr mich da seht, frisch und gesund, und so eine gute Christinn

als ihr seyd, bin ich schon mehr als einmahl Zeuginn solcher wunderbaren Dinge gewesen, und habe Sachen gesehen, Sachen, deren Wiedererzählung Euch ein Mährchen bedünken würde.

Das waren neue Funken in Elsens Geist geworfen. Bunte wunderbare Bilder wogten vor ihrer Seele auf und ab, was sie oft und jederzeit mit der lebhaftesten Anregung gehört, und als unglaublich, als ihr wenigstens auf immer unzugänglich, betrachtet hatte, trat nun als wirklich, als erreichbar vor sie hin, und zog sie mit unwiderstehlicher Gewalt an. Gar zu gern hätte sie auch so etwas gesehn, und ohne diesen Wunsch deutlich auszusprechen, wovon eine geheime Scheu sie immer zurückhielt, zeigten die kleinen Künste, mit welchen sie jedesmahl, so oft sie sich mit Gertrud allein befand, das Gespräch auf diese Gegenstände zu lenken wußte, wie alle Kräfte ihrer Seele sich nach und nach dahin wandten.

Gertrud that das ihrige, um diese Gluth zur hellen Flamme aufzufachen. Sie ließ ihre Freundinn errathen, daß sie mehr als bloße Zuschauerinn bey jenen Mysterien gewesen sey, daß auch ihr manche Sprüche, manche Vor-

schriften, wie man sich der natürlichen Kräfte zu übernatürlichen Zwecken gebrauchen könne, nicht unbekannt seyen, und obwohl eine Art von scheuer Entfremdung vor ihrer zauberhaften Freundinn Else im ersten Augenblick nach dieser Eröffnung ergriff, so wirkte doch die Bemerkung, daß ja Gertruds Ruf und Leben untadelhaft, ihre Wirthschaft gesegnet, ihr Christenthum von Niemand bezweifelt sey, nach und nach dahin, jenes scheue Gefühl zum Theil zu überwinden. Sie setzte nicht allein ihren Umgang eifrig fort, sondern sie ließ sich immer mehr und mehr in jene Schlingen verstricken.

So war der halbe März und fast der ganze Aprillmonath vergangen. Rudolph wurde binnen zehn, zwölf Tagen zurück erwartet; Elsens Herz schlug höher in freudiger Erwartung des geliebten Gemahls, des Vaters ihres Säuglings, und auch in Gertruds Brust regten sich Gefühle gewaltigerer kühnerer Art bey dem Gedanken, daß sie ihn bald und unter ganz andern beseligendern Verhältnissen wieder sehen werde, daß aber nun auch, was zu geschehen habe, schnell und kräftig gethan werden müsse. An einem milden Abend in den letzten Tagen des Aprills, saßen die Frauen vor der Thü-

re der Sensenschmiede beysammen. Rudolphs nahe Zurückkunft, allerley Vorbereitungen hatten bisher den frohen Gegenstand von Elsens Gesprächen mit ihrer Vertrauten ausgemacht. Aber jetzt fing es an zu dämmern, die Farben verblaßten, die entferntern Gegenstände verloren sich in undeutliche Massen, und schon strahlten helle Sterne aus dem Mühlbache wieder, der hinter dem Hause mit Getöse von den Rädern stürzend, hier mit beruhigten Fluthen dem See zuströmte. In den dichten Gebüschen an seinem Ufer, in dem Wald auf der Berglehne war es tiefe Nacht; Leuchtkäfer schwebten mit stillem grünlichen Lichte durch das Dunkel, kreisten vor den Frauen herum, und Gertrud schien ihr Spiel mit bedeutendem Ernst zu betrachten. Einzelne Worte, die ihr gleichsam entschlüpften, bestätigten dieß. Es fiel Elsen auf, und die gewohnte Gedankenreihe knüpfte sich an die seltsame Beobachtung, als plötzlich ein heller Feuerball aus dem Gesträuch von der Bergseite herausfuhr, und an Gertrud vorüber fliegend, zischend im Mühlbach erlosch. Es ist gut! sagte diese ruhig: Ich werde kommen.

Else sprang auf, und starrte aus der Entfernung ihre Gesellschafterinn an. Was war

das? rief sie endlich, schlug ein Kreuz, und wagte es nicht, näher zu Gertrud zu treten. Närrisches Weib! erwiederte diese höchst gelassen: Was wird's seyn! Sie laden mich ein auf den ersten May.

In der Wallpurgis Nacht? rief Else mit noch größerem Schrecken: Und ihr werdet gehen?

Anders kann ich wohl nicht. Es hat so seine eigene Bewandtniß mit solchen Einladungen, und ohne Gefahr können sie nicht abgeschlagen, so wie nicht ohne großen Nutzen angenommen werden.

Ihr wollt auf den Blocksberg reisen? Gertrud! Um Gottes Willen — wo der Satan Hof hält, wo die Teufel —

Lächelnd schüttelte diese das Haupt. Welche alberne Vorstellungen! antwortete sie: Man merket wohl, daß ihr das vom Hörensagen, aus unwissender und einfältiger Leute Mund habet. Es ist nicht so fürchterlich und nicht so verderblich, wie ihr meint, das kann ich euch versichern.

Waret ihr denn schon dort?

Einmahl im vergangenen Jahr. Die Muhme nahm mich mit.

Die Muhme? War sie doch nicht hier, ich hätte ja auch davon wissen müssen.

Ihr macht mich lachen. Wohl war sie hier, aber freylich nicht, um hier zu wohnen, oder in ihrem gewöhnlichen Wagen, wie ihr zu glauben scheint. Bey der Nacht hat sie mich abgehohlt. Wir haben schon unser Fuhrwerk, es geht schnell und sicher, und es braucht einen Niemand zu sehen.

Also auf der Ofengabel. Oder auf dem Besen? —

Else! antwortete Gertrud gleichsam ungeduldig: Redet doch nicht so thöricht, und so ganz wie das dümmste Volk! Doch was brauche ich euch viel zu sagen oder mich zu ereifern? Die Sache ist nun einmahl, wie sie ist, und geht euch nichts an. Ihr fahrt doch nicht mit mir, das weiß ich.

Nein, sicher nicht! rief Else hastig: Aber — indem sie sich besann— sehen möchte ich solch eine Reise wohl einmahl.

Es wäre ein leichtes. Doch lassen wir das! Ihr seyd gar zu ängstlich, es ist nichts für euch.

Sie schwieg und schien das Gespräch endigen zu wollen. Auch Else sprach eine Weile nichts, aber was sie gehört und gesehn,

war doch gar zu wunderbar; sie fing auf einem Umwege abermahls an, davon zu reden, sie ging endlich in ihrem Muth so weit, sich um die Art der Zusammenkunft in der ersten Maynacht zu erkundigen, und Gertrud machte eine Beschreibung von Freuden und Genüßen so unaussprechlicher wundervoller Natur, daß diese Bilder nicht mehr aus Elsens Seele schwanden.

Es waren noch einige Tage bis dahin. Gertrud zeigte sich seltner, die Vorbereitungen zu der Reise hielten sie auf, wie sie sagte. Was sie in den wenigen, mit ihrer Freundinn, zugebrachten Augenblicken ihr davon erzählte, war darnach berechnet, jene schon entzündete Begierde noch höher anzufachen, besonders da sie ihr versicherte, wie man das Alles mit ansehn, ja unter den nöthigen Vorkehrungen selbst mit machen könne, ohne seinem Seelenheil zu schaden, ohne eine minder gute Christinn zu seyn, wie Else ja an Gertruds eignem Beyspiel sähe.

Alles dieß, so schlau es auch Gertrud darauf angelegt hatte, um Elsen zur Theilnahme an ihrem fluchwürdigen Unternehmen zu bewegen, erreichte nun wohl dieß Ziel nicht; denn tiefe Frömmigkeit, und besonders die Liebe zu

Rudolph, den sie mit jedem heimlichen Schritte zu kränken fürchtete, hielten Elsen von jedem gewagten Entschlusse ab. Aber das glaubte sie sich doch erlauben zu dürfen, die Freundinn auf ihrem wunderbar geschilderten Reisewagen zu sehen, und so wurde verabredet, daß Gertrud, wenn sie bey Elsens Hause seyn würde, wo ihr Weg sie, wie sie behauptete, vorüber führen müsse, an's Fenster klopfen, und Else dann durch dieses Alles, wie sie es wünschte, sehen könnte.

Die Nacht des ersten Mays kam heran. Ein helles Vollmonds-Licht verklärte die Gegend in unbeschreiblich mildem Glanz. Else lag schlaflos in ihrem einsamen Bette. Gedanken an den abwesenden Geliebten, an seine nahe Wiederkunft, an die nächtliche Reise der Freundinn kreuzten sich wechselweis in ihrem Kopfe. Da schlug es langsam auf der Zimmer-Uhr die eilfte Stunde; ein wunderlicher Schauer ergoß sich über Elsen, und gleich hierauf pochte es an's Fenster. Das war Gertrud! Geh nicht! Geh nicht! flüsterte eine Stimme in Elsens Brust; aber es pochte noch einmahl, und stärker, und das helle Mondlicht warf einen langen Schatten der vor dem Fenster stehenden

Gestalt in's Zimmer. Else schlug ein Nachtkleid über sich, sprang aus dem Bette und wirbelte das Fenster auf; denn es wäre doch gar zu ungezogen gewesen, sich nicht einmahl zu zeigen. Da stand Gertrud köstlich, aber in wunderbaren Farben geschmückt, und grüßte Elsen mit widrigem Lachen. Ihr seht, ich halte Wort sagte sie: da bin ich mit meinem Fuhrwerk.

Seh' ich doch keins, erwiederte Else: Ihr seyd zu Fuß.

Welcher Einfall! erwiederte jene: Ich bin nur abgestiegen, dort steht der Wagen. Sie wies ein Paar Schritte abwärts, Else lehnte sich stärker hervor, um die Kutsche zu sehn, und erblickte wirklich etwas seltsam gestaltetes, von dem sie nicht wußte, was sie daraus machen sollte, und zwey häßliche aber ungeheure Fledermäuse davor angespannt. Nicht möglich! rief sie: Das Euer Wagen?

Ja doch, ja! antwortete Gertrud: Ihr seht ihn nur nicht recht, und mit diesen Worten langte sie nach Elsens Hand, als wollte sie sie in eine Stellung rücken, von wo aus sie das Fuhrwerk besser ausnehmen konnte; aber in den Augenblick fühlte sich Else mit unwiderstehlicher Gewalt gefaßt. Was macht ihr? rief

sie: Laßt mich los! Aber Gertrud lachte höhnisch. Nicht doch, nicht doch! rief sie: Kommt nur, der Wagen wartet — und bey diesen Worten riß sie mächtig an den Arm der Erschrockenen, zog sie gewaltsam aus dem Fenster, der Wagen flog unter dem gellenden Pfeifen der Fledermäuse herbey, und plötzlich sah sich Else an Gertruds Seite auf dem Fuhrwerke, das sich zu ihrem größten Schrecken geradezu in die Luft erhob. Sie stieß einen lauten Schrey aus, ihre Sinne schwanden, und als sie wieder zu sich kam, lag bereits die heimathliche Gegend mit allen ihren Bergen und Seen im hellen Mondlicht tief unter ihr. Sie war vor Angst außer sich, sie wollte um Hülfe rufen. Gertrud legte ihr die Hand auf den Mund. Keinen Laut! rief sie: Keinen Nahmen, der uns jetzt in Gefahr bringen könnte! Haltet euch still! Ihr seyd in meiner Macht. Else schwieg, sie sah die Wahrheit dieser entsetzlichen Versicherung nur zu gut ein. Jede Nerve an ihr zitterte, mit jedem Blick hinab in die unermeßliche Tiefe, über der sie schwebte, und in welcher sie beym schnellen dahin Fliegen, Städte, Dörfer, weite Ebenen, ansehnliche Gebirge und große Flüße, wie auf einer unabsehbaren Fläche ausgebreitet

unter sich unterschied, wuchs ihr Grauen, ihre Angst und ihre Reue, sich jemahls mit diesem zauberhaften Weibe in ein freundschaftliches Verkehr eingelassen zu haben. Jetzt dachte sie ihres Mannes, seiner frühern Warnungen, seines Schreckens, wenn er sie bey seiner Zuhausekunft nicht vorfände, ihres Kindes; eine nahmenlose Verzweiflung bemächtigte sich ihrer Seele, und selbst die Thränen versagten der Geängsteten. Plötzlich hörte sie ein widriges Schwirren und Kreischen durch die Luft, allerley häßliches Gevögel, seltsame Frazengestalten schwärmten unter, neben, über ihr hin; sie schloß die Augen vor dem grauenvollen Anblick, und empfahl ihre Seele Gott und allen lieben Heiligen; denn des irdischen Lebens hatte sie sich schon verziehen. Da fühlte sie, daß der Wagen sich allmählich senkte, und die Blitzesschnelligkeit der Bewegung nachließ. Wir sind zur Stelle! rief Gertrud. Else schlug die Augen auf, ein helles Licht, wie aus der Esse eines Hochofens, schlug ihr in's Gesicht, nahe unter ihr lag die waldige Kuppe eines hohen Berges. Alles schien in Flammen zu stehn, und doch brannte nichts, die Tannenbäume standen unversehrt in der Lohe, weder Gras noch Laub

schienen den Brand zu spüren; aber auf der feurigen Ebene, mit Steintrümmern eingefaßt, in deren Mitte sich ein Haufen Steine wie ein Altar erhob, kreisten, schwebten, zischten, heulten und pfiffen die furchtbarsten, die seltsamsten, die gräßlichsten Gestalten in der hellen Erleuchtung pfeilschnell hin und wieder, daß Elsen vor dem Anblick Hören und Sehen verging, und sie des Verboths uneingedenk mit lautem Schrey: Jesus Maria! aufrief. In dem Augenblick verschwand alles mit donnerndem Getöse vor ihren Augen. Dichte Finsterniß umhüllte sie, sie fühlte sich sinken, stürzen, sie glaubte sich ihrem Tode nahe, empfahl sich in Gottes Hand, und verlor das Bewußtseyn.

Ein milder, wunderlieblicher Morgen verkündete die Ankunft des schönsten Monathes im Jahr, des holden Mays. Wie ein jugendlicher Held, ihre Bahn siegreich zu durchlaufen, stieg die Sonne über einem Föhrenwald herauf, ihr Strahl verjagte den letzten frostigen Nachthauch, der noch in Büschen und Niederungen weilte, das Morgenopfer der neubelebten Erde wallte in leichten Wölkchen von den

erquickten Wiesen zum Himmel empor, die Sonne sog den duftigen Nebel auf, Licht, Wärme, Leben drangen in die beseelte und unbeseelte Schöpfung. Da fühlte auch ein unglückliches Weib, das wie sterbend an einem Zaun lag, den milden Einfluß; sie schlug die matten Augen auf, sie sah sich erstaunt, entsetzt herum in der weiten hellen Ebene, wo kein Gegenstand ihr irgend eine bekannte Erinnerung zurief; sie betrachtete sich selbst, sie begriff keinen Zusammenhang, nicht wie sie hierher gekommen, nicht wo sie sey? Eine unendliche Müdigkeit lag in ihrem ganzen Wesen, und nur ein tiefer innerer Schmerz mahnte die Unglückliche, daß in dem Dunkel ihrer Erinnerungen nichts als Qual und Elend lag.

Jetzt richtete sie sich auf, sie ermunterte sich, sie fing an sich zu besinnen, einzelne schreckliche Bilder, qualvolle Empfindungen wachten nach und nach in ihrem betäubten Geiste auf, es war ihr, als hätte die letzte Nacht unendlich lange gewährt, und die frühere Vergangenheit liege weit hinter ihr. O mein Rudolph! Mein Rudolph! Mein Kind! rief sie jetzt jammernd aus, und ein Thränenstrom stürzte über ihre Wangen. Allmählich ordneten sich ihre Gedanken;

mit den Thränen schien der betäubende Schwindel von ihr zu weichen, sie erkannte alles klar, sie war durch die Bosheit einer falschen Hexe von ihrer Heimath, von ihrem Gatten entfernt. Wo sie aber war? Wie sie hierhergekommen? das begriff sie nicht.

Es bedurfte einiger Zeit, bis sie gefaßt genug war, sich in ihren nächsten Umgebungen umzusehn; aber da war auch gar nichts, das ihr nur im geringsten bekannt vorgekommen wäre. Eine flache Gegend dehnte sich unabsehlich rings herum aus, hie und da ragten Kirchthürme ferner Dörfer empor, eine breite schöne Straße lief durch Äcker und Wiesen hin, worauf sie einige bepackte Fracht- und Reisewagen kommen sah. Es schien ein wohlbebautes Land, und in der Ferne glaubte sie die Mauern und Thürme einer Stadt zu entdecken, nach welcher zu die Poststraße führte. Rings aber um sie herum war weder Dorf noch Haus, das nächste wohl eine halbe Stunde entfernt, und sie so erschöpft, daß sie kaum wußte, wie sie es erreichen, und noch weniger, was sie sagen würde, um bey der abentheuerlichen Art ihrer Hierherkunft Glauben zu finden und nicht als eine Landstreicherinn angehalten zu werden.

Dennoch mußte ein Entschluß gefaßt werden; sie erhob sich mühsam, und wankte eine Weile am Zaune hin. Da schlenderte ein munterer Knabe, der eine Heerde Gänse, wahrscheinlich aus dem nächsten Dorf, vor sich hertrieb, den Weg zwischen den Feldern heran. Else faßte sich ein Herz und redete ihn an, indem sie ihn um den Nahmen des nächsten Dorfes, und der Stadt dort in der Ferne fragte. Sie hörte Klänge, die ihrem Ohr ganz fremd waren; auch die Aussprache des Knabens, obwohl Deutsch, kam ihr ungewohnt und nicht recht verständlich vor. Sie fragte um das Land, den Fürsten, welchem es gehörte, und nun besann sie sich, diese Nahmen von ihrem Manne bey Gelegenheit seiner Feldzüge nennen gehört, aber auch allemahl die Vorstellung einer sehr weiten Entfernung damit verbunden zu haben. Der Knabe war indeß mit seiner Heerde vorübergezogen, und Else stand verwirrt, unschlüßig, wie bisher. Doch raffte sie sich auf und ging dem Dorfe zu; aber sie konnte es nicht erreichen, ihre Erschöpfung war zu groß, sie sank in's Gras am Wege nieder, fühlte mit neuem Schmerz ihre gänzliche Verlassenheit, und fing von Neuem bitterlich an zu weinen.

Der Schall nahender Männertritte weckte sie aus ihrem dumpfen Jammer. Sie sah auf. Ein bejahrter Mann, schwarz gekleidet, mit ehrwürdigen Zügen, kam die Straße her, und blieb verwundert vor der unbekannten Wandrerinn stehn. Mit einer Frage, wie weit es noch in jene Stadt, die sie nannte, sey, knüpfte sie das Gespräch und ihre Erkundigungen an. Des Alten Reden bestätigten und erläuterten, was der Knabe gesagt hatte. Sie fragte endlich, wie weit es von hier bis nach — sie nannte ihr Wohnort — sey? Der Mann hatte den Nahmen nie gehört. — »Oder bis an die Donau, bis Linz?« O mein Kind! Wohl über hundert Meilen! war des Mannes Antwort, und Else erbleichte, und ein Ton des heftigsten Schmerzens drang aus ihrer Brust. Der Mann hatte Mitleid mit ihr. Woher bist du, mein Kind? fragte er liebreich, und wie kommst du hierher, wo du ganz fremd zu seyn scheinst? Hier brachen Elsens Thränen auf's neue hervor. Der Alte suchte sie zu beruhigen; aber das volle Gewicht ihres Unglücks stürzte mit zermalmender Gewalt auf sie, sie konnte nicht antworten, und was hätte sie auch sagen können, was dem Unbekannten nicht wie ein Mährchen geklungen,

und sie in seinen Augen verdächtig gemacht haben würde? Sie warf sich in's Gras hinüber, und überließ sich schluchzend der Betrachtung und dem Gefühl ihres grenzenlosen Elends. Nach einer Weile erhob sie sich. Der Mann stand noch mitleidig vor ihr. Die Nothwendigkeit zu sprechen, ihm zu sagen, woher sie sey, erschien ihr als unausweichbar, und sie war so gar nicht vorbereitet! Weinend blickte sie zu ihm empor, faltete die Hände und sagte: Wer ich bin und woher ich komme, sollt ihr erfahren, sobald ich im Stande bin, von Dingen, die mich so tief betrüben, zu sprechen. Habt Geduld und laßt mir Zeit! Der Schulmeister—denn das war er—sah bey diesen Worten den Ausdruck ihres offnen, lieblichen Gesichts, er sah die in Thränen schwimmenden blauen Augen, wurde gerührt, und sagte: Gut, meine Tochter! Ich will nicht in dich dringen, weil es dir Schmerz macht; auch könnte ich mich ohnedieß nicht bey dir verweilen, mein Geschäft führt mich dort in jenes Dorf. Aber in einer Stunde komme ich wieder, und dann wollen wir weiter sprechen. Mit diesen Worten schüttelte er der Tiefbetrübten treuherzig die Hand, und verfolgte seinen Weg.

Else sah ihm nach. Der Gedanke: was wirst

du dem guten Greise sagen, wenn er wieder kommt? stand schreckend vor ihr. Woher sollte sie sagen, daß sie käme, und wie war sie hierher gerathen? Wußte sie es doch kaum selbst. Ihr Herz drängte sie, die Wahrheit zu gestehen, und doch fürchtete sie, sich damit, so schuldlos sie war, verdächtig oder verhaßt zu machen. Da fielen ihr die Fracht- und Reisewagen in die Augen, die jenseits der Felder auf der breiten Straße gegen die Stadt hinzogen. Sie erinnerte sich, von ihrem Rudolph gehört zu haben, daß dieses Städtchen nicht weit von Braunschweig liege. Sie ordnete ihre Gedanken, dankte Gott für die Fassung, die er ihr geschenkt, für den Antheil, den ein guter Mensch an ihr nahm; sie fand in allen dem einen Fingerzeig, sich hier um eine Unterkunft umzusehn — denn wo konnte sie in dieser Gegend hingehn, wo sie nicht eben so fremd war — und sie erwartete mit etwas mehr Ruhe, obwohl noch immer mit dem tiefsten Schmerz, die Wiederkunft des Schulmeisters. Diese erfolgte auch in nicht gar langer Zeit; und nun erzählte ihm Else, daß sie bey einer fremden Herrschaft in Linz gedient, daß diese über Wien nach Braunschweig, und von dort noch weiter habe reisen wollen, daß sie

mit ihr den Weg bis auf einige Meilen von hier gemacht, aber da so schwer krank geworden sey, daß die Herrschaft, die sich nicht aufhalten könne, sie dort habe zurück lassen müssen; daß sie während ihrer langen Krankheit ihre kleine Baarschaft, und was ihr die Herrschaft gegeben, verzehrt, sich freylich nun auf den Weg gemacht, aber ohne Geld, ohne Bekanntschaft, und mit noch schwachen Kräften, verzweifeln müsse, Braunschweig zu erreichen, wo sie ohnedieß ihre Leute nach so manchen Wochen kaum mehr vermuthen könne.

Diese Erzählung, welche ziemlich wahrscheinlich klang, erweckte das Schulmeisters innigstes Mitleid mit der Verlassenen, deren Kleidung und Aussehn ganz wohl mit dem Gesagten übereinstimmte, und er fragte sie, was sie nun zu thun entschlossen sey?

Ach wenn ich Jemand fände, der mich in Dienst nehmen wollte, als Magd, als Hirtinn; ich bin eine Bauerstochter, kenne die Landarbeit und scheue keine.

Der Alte sah sie eine Weile an. Wahrhaftig, sagte er endlich, es scheint, der Himmel habe dich mir zugeschickt, oder mich dich finden lassen, meine Tochter! Ich bin Schulmeister hier

im Dorfe, und lebe mit meinem schon etwas kränkelnden Weibe ganz allein dort in dem Hause, vor dem die Linden stehn. Vorgestern starb unsere Magd, die uns siebzehn Jahr redlich gedient. Mein Weib wollte sich nicht trösten über diesen Verlust, und heute schickt uns Gott unverhofft eine andre, und, wie es scheint, recht brave. So laß es uns dann in seinem heiligen Nahmen mit einander versuchen; ich hoffe, wir sollen uns vertragen.

Elsen tönten diese Worte wie eine Bothschaft vom Himmel. War sie doch jetzt nicht mehr ganz verlassen! Hatte sie doch einen Menschen gefunden, der sich ihrer annahm! Sie erhob sich und ging, so schnell es ihre Mattigkeit erlaubte, mit dem Alten in sein Haus. Freylich wollte die Schulmeisterinn einige Einwendungen über der neuen Magd gar zu große Jugend und gar zu liebliches Aussehen machen; aber der Mann wußte sie alle mit freundlicher Zuversicht zu beseitigen, und Elsens Betragen zeigte bald, daß die guten Menschen ihre Wohlthat an keine Unwürdige verschwendet hatten. So fleißig, so geduldig, so treu war noch keine Magd gewesen; sie überhob die Frau, welche schon die Beschwerden der Jahre zu tragen hatte, so viel sie konnte,

sah ihr ihre Wünsche an den Augen ab, suchte ihren Gebiether durch Gehorsam und pünctliche Ordnung zu erfreuen, und schaltete wie ein guter Geist in diesem Hause, das sie gastfreundlich aufgenommen. In wenigen Monathen war ihr Verhältniß zu ihrem Dienstgeber ganz verändert. Sie schienen nicht eine Magd aufgenommen, sondern eine liebende Tochter gefunden zu haben; und auch sie verehrte das alte Paar gleich ihren leiblichen Ältern.

Aber so schön und lohnend auch Elsens Stellung zu diesem Hause war, so vermochte sie doch den tiefen Kummer und die unauslöschliche Sehnsucht nach ihren fernen Lieben nicht zu beschwichtigen. In der Einsamkeit stiller Nächte flossen ihre Thränen, und jammernd lag sie täglich im Gebeth vor Gott, daß er sich ihrer Noth erbarmen und ihr einen Weg zeigen möge, um zu den Ihrigen zurückzukehren. Der Gedanke an die Angst ihres Rudolphs, an seinen Schmerz um sie, an die seltsamen Vermuthungen, die er, und alle Welt sich von ihrem Verschwinden machen mußten, die Sorge um ihr verlaßnes Kind, wegen dessen sie sich die bittersten Vorwürfe machte, Grauen und Furcht vor den Absichten der gottlosen Gertrud, alles das

vereinigte sich in manchen Augenblicken, um ihr Herz bis zur Verzweiflung zu bringen, und nur die Vatergüte Gottes hielt das zitternde Geschöpf, daß es nicht ganz in dieser Nacht versank, und auf den Allmächtigen vertrauen konnte, der züchtigt, weil er liebt, der den glimmenden Docht nicht auslöschen, das zerknickte Rohr nicht zerbrechen will.

So vergingen zwey kummervolle Jahre. Allerley unter der Hand angestellte Nachforschungen blieben ohne Erfolg; es erschien ihr kein Weg, etwas von ihren Lieben zu erfahren, noch weniger eine Möglichkeit, ohne Geld, ohne Weisung zu ihnen zurück zu kehren. Zu Ende dieser Zeit starb endlich nach langem Siechthum Elsens Gebietherinn, und ihr folgte bald der einsame Witwer, der es nicht vermochte, ohne die Gefährtinn zu bleiben, mit der er eine so lange Strecke des Lebensweges in Eintracht zurück gelegt hatte. Die fromme Else hatte beyde mit kindlicher Treue gepflegt, und ihnen die Augen zugedrückt; aber sie erschrack freudig, als nun die Gerichte erschienen, um über die Verlassenschaft das alten Paares abzuhandeln, und es sich bey Eröffnung des Testamentes zeigte, daß ihr Wohlthäter ihr eine

kleine Summe zugedacht hatte, die sie im Stand setzte, mit dem, was sich ihre Genügsamkeit erspart, die Reise in ihre Heimath zu Mann und Kind anzutreten.

Unabläſſig war nun ihr Sinn auf diese Rückkehr gerichtet, das lang entwöhnte Gefühl der Hoffnung blühte auf's neue in ihrem Herzen auf, und die bloße Möglichkeit, ihre Lieben wieder zu sehn, die ihr seit ihrer Verbannung ganz verschwunden war, erfüllte sie mit stillem Entzücken.

So bald es thunlich war, führte sie ihren Vorsatz aus, nachdem sie sich nach der besten Art und Weise desselben erkundigt hatte, um nur ja des heiß gewünschten Zieles nicht zu verfehlen. Theils mit dem Postwagen, theils mit guten Menschen, denen man sie empfohlen, gelangte sie endlich bis gegen die Berge ihrer Heimath, und wie sie hier die wohlbekannten Felsenspitzen erblickte, die Gebirgswelt sich vor ihren Blicken aufthat, und der Gedanke: dort lebt Mann und Kind, dort wirst du sie bald, bald wieder sehn, sie mit unaussprechlichem Gefühl ergriff— da stürzten ihre Thränen hervor, sie war einer Ohnmacht nahe, und ihre Reisegefährtinn, eine alte Bürgersfrau aus dem näch-

sten Städtchen, hatte Mühe, ihre Lebensgeister aufrecht zu erhalten.

Den Rest des Weges, von der letzten Station bis zu ihrem Geburtsort, war sie entschlossen zu Fuße, und ganz unerkannt zurück zu legen. Wußte sie doch noch nicht, wie sie ihre Lieben finden, was man von ihr denken, wie man sie aufnehmen würde? Diese Sorgen, welche früher sich oft in ihr geregt, fielen jetzt in den letzten Augenblicken mit aller Gewalt auf ihre Seele, und lähmten den geflügelten Schritt, mit welchem sie die erste halbe Meile ihres Weges zurück gelegt hatte. Nun hatte sie die waldige Schlucht durchwandert, die sie noch vom See und dem Anblick ihres Wohnortes schied, ihre Angst, ihre Spannung stieg mit jedem Schritte. Nun öffnete sich das Thal, und nun lag plötzlich der See, mit allen seinen umgränzenden Bergen, mit den Dörfern an seinen Gestaden, oben am Ende der Marktflecken vor ihr, und dort links hinter dem Walde, wo ihr Auge vergebens nach Dach oder Giebel schaute, verkündete der dunkle aufsteigende Rauch der Esse den Ort, wo Rudolph, wo ihr Kind lebte — wenn sie noch lebten! Ergriffen von diesem Gedanken stürzte sie weinend am Seeufer

nieder, hielt den mütterlichen Boden umfaßt, und ergoß ihr Herz im heißen Gebethe. Sie erhob sich, sie hatte vielleicht noch ein Paar Stunden weit zu gehn. Und was sollte sie finden? wie würde man sie empfangen? Nein! Es war nicht möglich, ohne vorläufige Erkundigung, ohne nähere Kenntniß von dem vielleicht Entsetzlichen, was sie zu Hause erwarten könnte, den gewagten Schritt zu thun, und sich den Ihrigen plötzlich darzustellen.

Diese Betrachtung und die Erschöpfung ihrer Kräfte, eine Folge der innern Erschütterung, bestimmten sie, in einem nahen Hause, wo sie eine freundliche Alte spinnend vor der Thüre sitzen, und ein Paar Enkelchen, wie es schien, die vor ihr spielten, bewachen sah, einzusprechen, und um eine Erquickung zu bitten. Gutmüthig betrachtete die Alte das hübsche, junge Weib, dessen Kleidung auf eine fremde Heimath schließen ließ, und dem Kummer und Erschöpfung aus den bleichen Zügen sah, und hohlte ihr einen Krug mit Milch und Brot. Sie saßen zusammen vor dem Hause. Die Gegend, die Dörfer, die Häuser, die man nah und fern sah, gaben eine schickliche Einleitung zu Elsens bangen Fragen, die sich bald nach der

Rauchsäule, die oben hinter dem Wald aufstieg, und nach dem jungen Sensenschmied wandten, den sie in der Fremde als Reiter gekannt zu haben versicherte. Sie selbst war aus der Gegend von Prag, und im Begriff, Verwandte ihres jüngstverstorbenen Mannes zu besuchen, die in St. Gilgen wohnten. Die Alte gab freundlichen Bescheid über Alles, und endlich auch über den Sensenschmied. Er lebte noch, und es ging ihm wohl mit seiner Frau und seinen beyden Kindern.

Seiner Frau? antwortete Else tödtlich erschrocken: Er hat also wieder geheirathet?

Nicht, daß ich wüßte! Er müßte nur im Kriege schon ein Weib gehabt haben. Oh die Soldaten nehmen das nicht so genau!

Und wer ist denn seine Frau? brachte sie mühsam hervor.

Ein hiesiges Kind, antwortete die Alte, dort aus dem Markt: Sie sind schon mehrere Jahre verheirathet.

Zwey Jahre? stammelte Else mit bebenden Lippen.

O wohl länger! Das älteste Kind läuft schon recht hübsch.

Else erstarrte. Sie wußte nicht, was sie den-

ken sollte. Die Bauers-Frau sah sie forschend an. Eine sehr wahrscheinliche Vermuthung, daß nähmlich Rudolph während seines Kriegsdienstes irgend eine Verbindung mit diesem jungen schönen Geschöpf gehabt, drängte sich ihr auf, und spiegelte sich in dem Mitleid, das aus ihren Mienen sprach. Neugierig aber schonend stellte nun auch sie allerley Fragen; doch Else war zu bestürzt, um den Sinn derselben recht zu verstehn, und nur, als sie sich ein wenig gefaßt hatte, vermochte sie weiter zu reden und sich zu erkundigen, ob Rudolph gut mit seiner Frau lebe?

Darüber spricht man allerley, erwiederte die Alte: Sie soll zänkisch, böswillig seyn, und dem braven Mann sein Haus zur Hölle machen.

Eine seltsame Empfindung, aus Mitleid und heimlicher Schadenfreude gemischt, wallte in Elsen auf. Sie forschte weiter. Alles, was sie hörte, diente nur sie zu verwirren, ihr eine klare Übersicht dessen, was geschehen seyn mochte, unmöglich zu machen. Doch ach! Was sie erfahren, war schon hinreichend, ihr jede Hoffnung auf künftiges Glück zu rauben. Ehe sie die Frau verließ, fiel ihr ein, auch noch um Gertrud, die Hammermeisterinn, zu fragen.

Ihr scheint ja ziemlich bekannt in der Gegend? antwortete die Alte.

Mein Mann war zuweilen hier bey seinen Verwandten; von ihm weiß ich Manches. Wie geht es der Hammermeisterinn?

Ach! Da müßt ihr eine Weile nichts von hier gehört haben. Die ist schon lange todt.

Todt! rief Else entsetzt: Und wann? Und wie?

Es hat stets eine seltsame Bewandtniß mit dem Weibe gehabt. Man sprach wunderlich von ihr, sie soll allerley geheime Künste getrieben haben. Nun, ihr versteht mich, man redet nicht gern davon; am Ende läßt sich auch nichts beweisen, und es ist unchristlich, so etwas auf bloßen Anschein hier seinen Nächsten nachzusagen. Genug, vor ein Paar Jahren — sie hatte die Gewohnheit sich im See zu baden; man sagte, sie hätte es gethan, um ihre hübsche Gestalt zu erhalten, und das Wasser vorher mit allerley Worten und Segenssprüchen besprochen — also vor zwey Jahren war sie auch eines Morgens, wie sie pflag, noch vor Sonnenaufgang hinausgegangen; die Magd mußte ihrer in einiger Entfernung hinter dem Dickicht warten. Aber ja, sie soll noch zurück kommen! Als es der Magd zu lange währte, ging sie nach

ihrer Frau zu schauen. Die war fort, die Kleider lagen am Ufer, sie selbst war verschwunden. Ob der See sie verschlungen, ob der Böse — Gott sey bey uns! — sie über dem zauberischen Frevel gehohlt, den sie da getrieben? wer weiß das! Der Hammermeister ließ überall nachsuchen, um ihren Körper zu finden, aber umsonst. Es ist möglich — der See hat tiefe Stellen — daß die Unglückselige in eine solche gerathen, und der Wirbel sie hinab gezogen; es ist auch noch etwas Anders möglich — kurz, zum Vorschein ist sie nie wieder gekommen.

Else schwieg schaudernd. Sie glaubte den Finger einer richtenden Vergeltung zu erblicken, und als sie sich noch ein wenig gefaßt, und der Bauers-Frau für ihre Freundlichkeit gedankt hatte, setzte sie ihren letzten, peinvollen Weg nach einem Orte fort, wo sie die höchste Seligkeit nach so langen Leiden zu finden gehofft hatte, und den sie nun wahrscheinlich nur unerkannt und heimlich betreten, und dann auf ewig wieder verlassen mußte. Aber sehen, sehen mußte sie ihren Mann und ihr Kind noch einmahl, zum letztenmahl vielleicht auf dieser Welt! Der Weg war weit, ihre Kräfte erschöpft, mühsam schleppte sie sich fort. Die Sonne stand

hoch am Himmel, als sie jetzt um das Gebüsch herumbog, der Waldbach, an dessen Ufer sie so oft mit ihrem Mann gesessen, aus dem Tannendunkel ihr entgegen brausete, das Haus rechts hinunter vom Wege so friedlich da lag, und das leise Gewimmer eines Kindes, ach vielleicht ihres Kindes! aus der Stube drinnen an ihr Ohr schlug. Wankend, bleich schritt sie die Anhöhe hinab; jetzt lag der Hof offen vor ihr, und eine Frau in sauberer Hauskleidung stand am Brunnen und wusch. Else konnte sie nicht im Gesichte sehen, denn die Person hatte sich eben über den Trog niedergebückt. So schlich sie hinter ihr der offnen Thüre zu, wollte verstohlen hinein blicken, und, guter Gott! da saß ihr Rudolph, gedankenvoll den Arm auf den Tisch, den Kopf auf den Arm gestützt, viel bleicher, viel trüber als einst, vor ihr. Alle Besinnung, alle Umsicht verließ sie bey dem Anblick des geliebten Mannes, und mit einem lauten Schrey des Schmerzes, der Freude flog sie an seine Brust. Erstaunt und unmuthig wand sich Rudolph aus den Armen der fremden Gestalt, sah ihr in's Gesicht, und sagte unwillig: Was soll der alberne Scherz? Zu was die thörichte Mummerey?

Else war wie nieder gedonnert. Dieser kalte und doch so natürliche Empfang war das befremdendste, was ihr begegnen konnte; sie stand dem Zürnenden sprachlos gegenüber, und vermochte nichts, als die Hände zu ringen und flehend zu ihm aufzublicken.

Einfältige Possen! sagte er, und trat an's Fenster von ihr weg.

Ach Rudolph! rief sie endlich schmerzlich: Ist das Alles, was du mir nach zweyjähriger Trennung zu sagen hast?

Er wandte sich rasch um. Zweyjährige Trennung? rief er entrüstet: Du gehst vor einer halben Stunde hinaus an den Brunnen, und kommst jetzt verkleidet herein! Was soll die Komödie? Wahrhaftig, Else, dein Betragen von heut Morgens war nicht darnach, um diesen Spaß zu rechtfertigen. Uberhaupt — aber ich will mich nicht von Neuem ärgern. Hinaus an deine Arbeit! hier hast du nichts zu thun.

O Rudolph, Rudolph! jammerte Else: Welch ungeheurer Betrug ist hier vorgegangen! Ich war ja zwey Jahre und drey Monathe weg von dir, seit der unseligen Wallpurgis-Nacht —

Wallpurgis-Nacht! rief Rudolph: An welchen Zeitpunct wagst du mich zu mahnen! Ja,

seit der Wallpurgis-Nacht bist du verwandelt, und ich ein unglücklicher Mann!

Ich war es nicht! Ich war es nicht! rief Else mit steigender Lebhaftigkeit und steigendem Muthe: Nein, Rudolph, ich habe dich nicht gequält. Ich war weit, weit von hier. O kennst du deine Else nicht mehr?

Bey diesen Worten streckte sie die Arme zärtlich nach ihm aus, die Thränen, die aus ihren Augen floßen, der Ausdruck ihrer Blicke, der Ton ihrer Stimme, alles drang mächtig zu seinem Herzen. Er fühlte sich überwältigt. O Gott, — Gott! rief er: Das ist wieder so, wie in der guten alten Zeit. Else! Liebst du mich noch?

In dem Augenblick ging die Thüre auf, und ihr Ebenbild, eine zweyte Else, den Korb mit ausgerungner Wäsche auf dem Kopf, trat in's Zimmer. Heiliger Gott! schrie Rudolph: Es sind zwey! Aber Else, in deren Seele längst ein schrecklicher Argwohn gegährt hatte, schrie laut, sprang zum Weichbrunnkesselchen am Thürpfosten, sprengte die Tropfen auf die unheimliche Gestalt, schlug ein Kreuz, und Jene, die im ersten Momente bey Elsens Anblick eben so entsetzt vor ihr gestanden hatte, floh nun mit

einem furchtbaren Schrey zur Thüre hinaus, und im Entfliehen glaubten Rudolph und Else plötzlich Gertrudens Züge an ihr zu erkennen.

Sie war fort, die beyden Gatten sahen sich bebend, staunend an; aber eine süße Beruhigung senkte sich in Elsens so lange zerrißnes Herz, und vor Rudolphs Geist dämmerte eine Ahnung des wahren Zusammenhanges auf. Er streckte die Arme nach seiner Wiedergefundnen aus. Ach bist du's denn? rief er: Bist du meine wahre, meine gute Else!

Sie sank weinend an seine Brust. Zu reden vermochte sie nicht; auch Rudolph, überwältigt von Grauen, Liebe, süßer Hoffnung und bangem Entsetzen, war seiner selbst nicht ganz mächtig. Endlich ordneten sich seine verworrenen Gedanken, und er hörte nun unter den wechselndsten Empfindungen, was ihm Else voll Reue und Liebe von ihrem vertrauten Umgang mit Gertrud, ihrer gewaltsamen Entführung, dem Hexentanze, und ihrem Leben bey dem Schulmeister erzählte. Sie saß auf Rudolphs Schooße; jedes ihrer Worte, jeder Blick diente dazu, die beruhigende Gewißheit, daß diese seine geliebte Else, und jenes zank- und zornsüchtige Wesen, das ihm durch zwey Jahre das Leben vergällt,

nur ein unheimlicher Spuck gewesen sey, in seiner Brust zu verbreiten. Nun begann auch er seinen Bericht, wie er vor zwey Jahren, bald nach jener unseligen Nacht nach Hause gekommen, seine Frau in ihren gewöhnlichen Verrichtungen, und alles Übrige in der besten Ordnung gefunden, so daß an einen Verdacht, oder eine Verwechselung gar nicht zu gedenken war. Doch bald schien ihm das Wesen, das ganze Gemüth seines Weibes verwandelt. An die Stelle der sanftesten Demuth war ein auffahrendes Betragen getreten, das keinerley Widerspruch dulden, mit Niemand im Hause Nachsicht haben wollte. Keifen und Zanken mit Mann und Gesinde war vom frühsten Morgen bis Abends die Tagesordnung, und selbst ihre Liebe zu ihm hatte eine andere, leidenschaftlichere, oder durchaus nicht anmuthigere Gestalt angenommen. Auf keine Weise wußte sich Rudolph diese Verwandlung zu erklären, bis ein Zufall und die Geschwätzigkeit einer alten Magd ihm entdeckte, daß ihre Frau in der Wallpurgis-Nacht mit der Frau Hammermeisterinn heimlich ausgegangen, erst spät am Morgen wieder durch das Hinterpförtchen des Gartens nach Hause gekommen, sich von allen, nur nicht von

dieser Magd, unbemerkt in ihre Kammer geschlichen, und seitdem wie umgewandelt gewesen sey. Rudolph entsetzte sich. Eine Ahnung von etwas Grauenhaftem, was hier vorgegangen seyn möchte, erfaßte und entfremdete ihn, von dem Augenblicke dieser Entdeckung an, von seinem Weibe. Es erregte einen schmerzlichen Zwiespalt in seinem Herzen, wenn er diese geliebten, vertrauten Züge sah, aus deren Betrachtung so oft stille Lust in seine Seele geflossen war, und das Betragen seines Weibes jeden Augenblick diesem Eindruck widersprach; wenn es ihm vorkam, als ob jene Else, die er einst geliebt, und diese, die nun vor ihm stand, gar nicht ein und dieselbe Person seyn könne. Endlich stellte er sie einst über jene Nacht zu Rede, und die Art, wie sie diese Nachforschung aufnahm, zeigte ihm, daß sein Verdacht nur zu wohl gegründet gewesen; aber von diesem Augenblick an war auch jeder Anschein von Frieden oder Liebe von dem unseligen Paare gewichen. Else schien nur zu leben, um ihren Mann zu quälen, und dennoch brach, selbst mitten aus diesem Zorn und Unmuth, oft ein Strahl der heißesten Liebe zu ihm hervor, die sich hauptsächlich in unbändiger Eifersucht kund gab.

Eben so, wie mit dem Manne, war auch ihr Betragen mit den Kindern; den ältesten haßte und verfolgte sie, den jüngern —

— Du hast noch ein Kind! Ich weiß es! rief jetzt Else, und eine wunderbarschmerzliche Empfindung bemächtigte sich ihrer. Sie war von Rudolphs Schooß aufgesprungen, und sah sich in der Stube um.

Dort in der Wiege! sagte der Vater. Else trat hin, die Wiege war leer, verschwunden das Kind, verschwunden wie die Mutter, und vermuthlich mit ihr zugleich.

Ergriffen und entsetzt standen die Gatten vor der leeren Stelle; aber nach und nach verbreitete sich ein beruhigendes Gefühl über ihre Herzen, fromme Gedanken von der väterlichen Waltung Gottes, von seinem unmittelbaren Segen und Schutz erhoben sich in ihren Seelen. Jetzt kam der ältere Knabe an der Hand seiner Wärterinn in die Stube. Else eilte auf ihr Kind zu, sie schloß es mit Entzücken und Dank gegen Gott in ihre Arme. Dieß war ihr Kind, kein zauberhaftes Irrwesen, und sie endlich nach so langem Schmerz wieder mit den Ihrigen vereint!

Rudolphs häusliches Glück blühte von Neu-

em auf. Die Leiden der vergangenen Jahre waren den neuvereinigten Gatten eine unerschöpfliche Quelle süßer Gespräche, frommer, kindlich dankbarer Betrachtungen. Aber wenige Tage nach Elsens Zurückkunft fanden Fischer den lange gesuchten Leichnam der ertrunkenen Hammermeisterinn im See, und brachten ihn ihrem Manne. Nur ging das Gerücht, daß sich die Fischer und der Meister höchlich darüber verwundert, wie frisch und vom langen Liegen im Wasser unangegriffen die Verstorbene ausgesehn, gleich als wäre sie erst kürzlich in den See gestürzt. Der Witwer ließ ihr ein prächtiges Leichenbegängniß halten; doch, sagte man, sey er froh gewesen, durch die unwidersprechliche Bestätigung ihres Todes seiner Freyheit und der Unmöglichkeit ihrer einstmahligen Rückkehr in sein Haus versichert zu seyn.

Die Geschwister.

Die Geschwister.

Der Graf von Winterfels hatte die Zeit seiner Jugend an einem der ersten Höfe zugebracht. Reichthum, Geburt, Schönheit und Talente machten ihn eben so sehr zum Gegenstande geheimer Wünsche und Plane, als zum Augenmerk des Neides und der Verführung. Verschlungen in den Strudel des glänzenden Hoflebens, schwärmte er von Vergnügen zu Vergnügen, von Genuß zu Genuß, und verbreitete durch den Reiz seines Umganges, durch die schimmernde Bildung seines Geistes mehr noch, als durch seine äußern Vorzüge, einen Zauber um sich, dem selten ein weibliches Herz in der großen Welt zu widerstehen vermochte. Das Bewußtseyn dieser Eigenschaften gab ihm eine Sicherheit des Benehmens, die jenen Zauber noch verstärkte, ihm aber deßwegen Treue, Anhänglichkeit und häusliches Glück, als Er-

zeugnisse der Phantasie, die nur in den Werken der Dichter existirten, erscheinen machte.

Eine Nichte des regierenden Fürsten war an einem fremden Hofe mit einem verwandten Prinzen desselben verbunden, dessen Jahre und Gemüthsart ihr jede Hoffnung auf Glück benahmen. In der Blüthe der Jugend und Schönheit, bestimmt und würdig, einen der ersten Throne Europa's zu zieren, sah sie sich durch politische Rücksichten verdammt, ihr Leben in einer Art von Privatstand an der Seite eines Greises verwelken zu sehen, der für keinen ihrer Vorzüge Sinn und Empfänglichkeit hatte. Dennoch trug sie dieß harte Loos mit Muth und Größe. Sie hatte nie geliebt; und in dem Bewußtseyn, dieser Leidenschaft nie unterlegen zu seyn, glaubte sie eine Bürgschaft für ihre künftige Sicherheit zu finden. So kam sie in einem Sommer, ihre Verwandten und den Schauplatz ihrer glänzenden Jugend zu besuchen. Hier in den Umgebungen ihrer ersten glücklichen Jahre öffnete sich ihr verschlossenes Herz sanften Gefühlen, und hier begegnete ihr in allem Zauber der Schönheit und Anmuth Graf Winterfels, auf welchen das Gerücht sie schon vorher aufmerksam gemacht hatte. Ein sonderbarer Zufall bey einer Lustfahrt auf

dem Wasser, wo des Grafen schnelle Entschlossenheit das Leben der Herzoginn rettete, knüpfte die ersten zarten Faden an ihr Herz; des Grafen mannigfaltige Vorzüge zogen sie fester. Vergebens sprachen die Stimme der Vernunft und fremde Erfahrung dagegen, die ihr den Grafen als einen gefährlichen Flattergeist schilderten; sie fing an, das, was man zum Nachtheile des Grafen erzählte, für die Sprache des Neides, der Verläumdung oder getäuschter Anmaßungen zu halten, und endete mit unbedingtem Zutrauen zu dem allzu liebenswürdigen Manne, der es gar wohl verstand, jeden Vorzug geltend zu machen, und jeden bösen Argwohn im Entstehen zu vernichten. Selbst das Ungewöhnliche des Verhältnisses, der Unterschied des Standes, der Reiz des Geheimnisses, alles vereinigte sich, dieses Band fest und dauerhaft zu machen; und zum ersten Mahl in seinem Leben sah sich Winterfels in eine Leidenschaft verstrickt, die durch ihren Ernst sich von allen früheren Verbindungen dieser Art unterschied, und einen bleibenden Eindruck auf sein Gemüth machte.

Die Zeit, welche die Herzoginn bey ihren Verwandten hatte zubringen sollen, war verflossen; unter wahrscheinlichen Vorwänden wur-

de sie verlängert, und noch eine Weile glückte es den Liebenden, ihr Verhältniß, das indeß immer vertrauter geworden war, den Augen des Hofes zu verbergen. Endlich brachte es ein unglücklicher Zufall zur Kenntniß des regierenden Fürsten und seiner Gemahlinn; — man erklärte sich gegen einander. Die Herzoginn behauptete auch hier ihre Würde; aber sie selbst entschied sich zur Trennung. Die nöthigen Maßregeln wurden getroffen. Die Herzoginn kehrte an den Hof ihres Gemahls zurück, der Graf ging auf Reisen; nur wenige Menschen außer den Gliedern der fürstlichen Familie hatten um die Sache gewußt, einige am Hofe sie geahnet. Entfernung und Zeit verwischten die schwachen Spuren; man hörte bald auf, davon zu sprechen, und erzählte sich nur, daß der Graf reise, um sich eine Frau zu suchen.

Das geschah auch, nur nicht so schnell, als die Welt es glaubte. So wenig des Grafen Herz dem seiner Geliebten gleich zu fühlen im Stande war, so war die Herzoginn doch zu schön, zu edel, und sein Verhältniß zu einem solchen Wesen zu reizend gewesen, als daß er so schnell sich in gehaltlosere Bande fügen, und die Befriedigung darin hätte finden können, welche

ihm sonst Verbindungen dieser Art gewährt hatten. Endlich vergaß er doch nach und nach, wie selig er einst gewesen. Nach Verlauf von drey Jahren kam er an der Seite eines der lieblichsten Mädchen aus der Provinz, welches mit frischem Jugendreize die höchste Gutmüthigkeit und eine leidenschaftliche Liebe für ihren Bräutigam verband, in die Residenz zurück, und machte glänzende Anstalten zu seiner Vermählung. Die Gräfinn von Winterfels erschien am Hofe, und Alles mußte gestehen, daß das gewohnte Glück den Grafen auch dieß Mahl begünstigt hatte. Julie, so hieß sie, war mehr als reizend, sie war blendend schön, sie wurde bald von Verehrern umringt; aber die Bewunderung der ganzen Welt galt ihr nichts, denn sie hatte nur Augen für ihren Gemahl, und selbst nach mehreren Jahren, als seine häufigen Untreuheiten und eine genauere Kenntniß seines Charakters den ersten Zauber zerstört hatten, hing sie noch immer mit einer unglücklichen Zärtlichkeit an ihm, die nur mit ihrem Tode endete. Die Geburt ihres zweyten Kindes, eines Mädchens, kostete ihr das Leben; sie starb in den Armen ihres Gemahls, der, Trotz seines Leichtsinns, doch diesen Verlust schmerzlich empfand, und nur in

dem Gefühle der wieder erlangten unbeschränkten Freyheit Ersatz dafür fand.

Er entschloß sich, nie wieder zu heirathen, obgleich er noch in den Jahren männlicher Reife war; und um durch gar kein Band gefesselt zu seyn, gab er seinen Sohn in ein adeliges Erziehungshaus, die kleine Julie aber sandte er mit ihrer Amme, einer Bauersfrau von einem seiner Güter, auf's Land, und übertrug die Aufsicht über das Kind einem rechtlichen, gebildeten Manne, der einst bey einem seiner Brüder Hofmeister gewesen war, und jetzt in der Nähe des gräflichen Schlosses mit einer liebenswürdigen Frau auf einem kleinen Gütchen lebte.

Nun war er wieder frey, nun stürzte er sich auf's neue in den Strudel der Vergnügungen, und genoß noch einige Jahre die Freuden, welche die große Welt biethet, mit vollen Zügen; aber allmählich schwand mit der Empfänglichkeit für jene Genüsse auch der Geschmack daran. Die Zeit der Jugend, des frischen Gefühls, der Lebenslust war vorüber, und war es schneller bey ihm, als bey genügsameren, Menschen. Auch seine Gesundheit hatte zu leiden angefangen. Er fühlte nun, daß, wenn Rang und Reichthum ihm jetzt noch manchen

Sieg über ein weibliches Herz verschafften, er diese Eroberungen nicht mehr dem zu danken hatte, was er sein besseres Selbst nennen konnte, er sah sich noch immer geschmeichelt und geehrt; aber er müßte nicht so geistreich gewesen seyn, als er es war, um nicht zu erkennen, daß das alles mehr seinen Umgebungen, den ausgesuchten Freuden, die man bey ihm genießen konnte, als seinen persönlichen Annehmlichkeiten galt — und er beschloß, die große Welt zu verlassen, ehe diese ihn verließe. In dieser Absicht gab er seine Hofcharge auf, schränkte sein Haus ein, und sah nur eine gewählte Zahl von Freunden bey sich; aber er schmückte seine Einsamkeit mit allen Genüssen und Erfindungen der schönen Künste, der heitersten Laune und des ausgesuchtesten Geschmackes. Bald war sein Haus auf's neue ein Vereinigungspunct für unterhaltungsbedürftige Menschen, nur daß sich jetzt ein ganz anderer Zirkel um ihn versammelte. Aber alle diese sinnreichen Täuschungen vermochten ihm nicht die Leere zu verbergen, welche in seinem Herzen, in seinem ganzen Thun und Treiben überall merklich wurde; und er glaubte sie endlich auf's zweckmäßigste auszufüllen, indem er seinen Sohn aus der Erzie-

hungsanstalt zurück rief, und noch über dieß einen Sohn seines Bruders, der mit vielen Kindern und geringen Einkünften in der Provinz lebte, zu sich nahm. Die Aufsicht über die Erziehung und Bildung der beyden Jünglinge und die Bereisung und Verwaltung seiner weitläufigen Güter, die er in frühern Jahren vernachlässigt hatte, beschäftigten ihn angenehm, und ließen ihn eine Weile weniger den Abstand bemerken, der zwischen seiner jetzigen Lebensart und der seiner schimmernden Jugend war.

Endlich wurde er auch dieser Beschäftigungen gewohnt, und sie verloren ihren Reiz für ihn. Da entschloß er sich, auch seine Tochter Julie aus ihrem stillen Aufenthalte, wo sie unter der Aufsicht der treuesten Freundschaft gelebt hatte, in sein Haus zu rufen. Was ihn noch besonders zu diesem Schritte bestimmte, war die merkliche Abnahme seiner Gesundheit, die ihm weibliche Sorge und Pflege vor allen wünschenswerth machte. Julie betrat also zum ersten Mahl in ihrem Leben das Haus ihres Vaters, den sie nur aus einigen Besuchen kannte, die er während der Zeit ihrer Erziehung bey ihrem Pflegevater gemacht hatte — ein Mädchen von vierzehn Jahren, dessen Wuchs, Haltung und an-

ständiges Betragen ihrem zarten Alter voraus geeilt zu seyn schienen. Man konnte nicht sagen, daß sie schön sey, ihr Gesicht und ihre Figur waren beynahe zu stark; aber eine tiefe Bedeutung in ihren edlen Zügen, ein hoher, regelmäßiger Wuchs und eine stille Würde in jeder Bewegung flößten unwillkürlich Achtung und Interesse für sie ein. Graf Winterfels war sehr zufrieden, daß sie von jener ländlichen Schüchternheit, deren Übermaß er gefürchtet hatte, nur so viel besaß, um ihrer Haltung einen anziehenden Ernst zu geben, es gefiel ihm sehr, daß ihr Geist in dieser frühen Jugend so viele Reife und Erfahrung hatte, daß er ihr in kurzen die oberste Leitung seines Hauses übertragen konnte, in welchem sie mit Klugheit und Würde schaltete; aber was ihm gar nicht gefiel, war die Bemerkung, daß ihr Gemüth eine Richtung bekommen hatte, die sie gegen alles, worin er einst und noch jetzt sein Glück setzte, und was er für die eigentliche Bestimmung eines Mädchens vom Stande hielt, vollkommen gleichgültig machte. Er bemerkte einen entschiedenen Hang zur Einsamkeit an ihr und eine an Verachtung grenzende Abneigung gegen Personen und Unterhaltungen, die in der großen Welt den höch-

sten Werth hatten. Kalt und fremd nahm sie die Huldigungen der jungen Männer auf, die sich bald nach ihrem Eintritte in's väterliche Haus um sie sammelten; und nur ein ausdrücklicher Befehl ihres Vaters konnte sie bewegen, vor ihnen oder überhaupt in Gesellschaft ihre Talente, die auf einen hohen Grad ausgebildet waren, zu zeigen. Desto liebenswürdiger entfaltete sich ihr Geist im kleinen Kreise ihrer Familie und der wenigen achtungswürdigen Freunde ihres Hauses, wenn eine Unpäßlichkeit ihres Vaters oder irgend ein Zufall ibn zu dieser Art von Einsamkeit zwang. Hier zeigte sich unverhüllt der Reichthum ihres Gemüths, die hohe Ausbildung ihres Geistes; sie war die Seele des kleinen Kreises, sie spielte, sie sang, sie declamirte mit ihrem Bruder und Vetter, und erregte in der Brust des entzückten Vaters noch heftiger den Wunsch, diese schimmernden Güter der Welt zeigen und das laute Lob derselben dafür einernten zu können.

Carl, ihr Bruder, und August, ihr Vetter, hingen bald mit warmer Liebe an ihr; und wenn Carl, auf dem ein Theil von dem Geiste seines Vaters ruhte, oft mit ihrer Zurückgezogenheit unzufrieden war, so war sie ihm dafür durch

tausend kleine Geschicklichkeiten, welche seine Putzliebe in Anspruch nahm, und durch die klare besonnene Fassung, die ihn schon aus mancher Verlegenheit gezogen hatte, ganz unentbehrlich geworden. Sie wußte Rath für alles; und wenn niemand helfen konnte oder wollte, so war Schwester Julie seine sichere Zuflucht, sein Schirm, seine Vertheidigerinn bey dem jetzt öfters grämlichen Vater. So wie Carl sich an ihren ruhigen klaren Sinn anschließen konnte, so fanden ihr tief verborgenes Gefühl, die religiöse Tendenz ihrer Seele und ihre glühende Liebe für alles Große und Gute antwortende Klänge in Augusts Brust. Mit ihm konnte sie von jenen erhabenen Gegenständen, jenen Ahnungen und Gefühlen sprechen, die sie nicht vor dem Ohre ihres gewöhnlichen Kreises entweihen wollte, mit ihm las sie die Bücher, die jedermann, außer ihnen zweyen, lächerlich oder langweilig fand; und was ihr fester Sinn dem weichem schwankenden Bruder war, das wurden ihren noch nicht genug berichtigten Begriffen Augusts tiefere Kenntnisse und sein richtiges Urtheil.

Jahre vergingen; — die jungen Leute näherten sich der Periode, wo über ihr künftiges

Schicksal entschieden werden mußte. — Graf Winterfels hatte seinen Sohn zur diplomatischen Laufbahn, seinen Neffen zum Militär bestimmt. Für Julien hatten sich einige anständige Partien gemeldet; sie schien aber weder zu einer von diesen, noch überhaupt zum Heirathen Lust zu haben, und wußte ihre Abneigung jedes Mahl mit so vielen Gründen zu unterstützen, daß dem Vater nichts übrig blieb, als ihr seinen Unmuth über ihre Denkart, die er bald romanesk, bald klösterlich, bald störrisch schalt, durch ein rauhes unfreundliches Betragen zu zeigen. Überhaupt war Julie nicht, wie es sonst wohl einige Töchter zu seyn pflegen, der Liebling ihres Vaters; ihre Gesinnungen waren zu verschieden, ihr Geschmack zu sehr entgegen gesetzt, und wenn auch Graf Winterfels ihr sein Wohlwollen und seine Achtung über ihr pflichtmäßiges Benehmen voll Aufmerksamkeit auf seine Wünsche nicht versagen konnte, so zog er ihr doch Carln und selbst Augusten bey jeder Gelegenheit vor. Oft verwünschte er dann seinen Einfall, das Mädchen auf dem Lande erziehen zu lassen, wodurch ihr Charakter diese, wie er es nannte, so bizarre Tournure erhalten hatte, daß er, der feine Weltmann und Wei-

berkenner, dieses seltsame Wesen auf keine Weise zu behandeln und zu irgend etwas zu vermögen im Stande war, was sie nicht ohne dieß gern that.

Indessen war wieder ein Winter vergangen; es kam der Sommer heran und mit ihm die Zeit, wo der Graf auf seinen Gütern herumzureisen, und wechselweise eins um das andere zu besuchen pflegte.

Auf diesen Reisen, im Genusse einer meistens schönen Natur, fern von dem Geräusche und dem Zwange ihres gewohnten Lebens, fühlten sich Julie und August sehr glücklich. Er, der die Güter seines Oheims schon früher kannte, wurde überall Juliens Wegweiser; er fand ein unbeschreibliches Vergnügen darin, ihr die schönsten Partien, die er auf einsamen Spaziergängen oft besucht hatte, zu zeigen, sich an ihrer Freude zu ergetzen, und in dem Einklange ihrer Empfindungen, in dem völlig gleichen Eindrucke, den jede Ansicht auf Julien machte, ein zartes Band mehr zwischen ihren verwandten Seelen zu finden.

Unter allen Gütern des Grafen waren die im Gebirge diejenigen, welche er am seltensten und unliebsten besuchte. Und gerade diese waren

es, die August seiner Cousine zu zeigen wünschte; da fügte es sich denn zu seinem Vergnügen, daß diesen Sommer eine Reise nach Mittenwald nothwendig wurde, einem kleinen vernachlässigten Schlößchen, das im Schooße eines einsamen Thales, von Alpengebirgen umgeben, romantisch in der düstern Wildniß lag. Die Familie trat mit sehr verschiedenen Erwartungen den Weg an; indeß Julie und August im voraus schon ihr Glück genossen, verwünschte Carl die Reise, und der Vater nahm sich vor, den Aufenthalt in dieser langweiligen Einöde so kurz als möglich zu machen.

Nur Eisenwerke, Hammerschmieden, Sägemühlen und Köhlerhütten machten hier die Bevölkerung aus; nur der gleichmäßige Schlag der Hämmer, das Geklapper der Mühlen oder das Brausen des Waldstroms unterbrachen die tiefe Stille der wilden Natur umher. Aber Julie war entzückt von der Schönheit der Gegenden, und die Begeisterung, mit welcher sie und August von diesen Scenen sprachen, machte endlich auch Carln begierig, wenigstens Ein Mahl aus Neugierde zu sehen, was denn in diesen traurigen Klüften und einförmigen Thälern so Bezauberndes verborgen liegen müßte. August er-

griff diesen Wunsch mit Eifer, und versprach seinem Cousin, ihn auf den schönsten Punct weit umher zu führen, auf einen Berg, wo man von den Ruinen eines alten Schlosses hier in eine grauenvolle Tiefe schwindelnd hinab sehen, und dort das Auge sich an einem freundlichen, bebauten Thale mit zerstreuten Häusern und Kornfeldern ergetzen könnte. Carl war es zufrieden, wenn nur der Berg nicht allzu hoch sey; und so wurde der nächste Nachmittag, wo Graf Winterfels in ein nahe gelegenes Stift zum Besuche fuhr, zu diesem Vorhaben bestimmt.

Der Weg ging eine Weile der Straße nach durch das freundliche Thal, in welchem das Schloß lag, bis sie an den Waldstrom kamen, an dessen Ufer sie nun ein schmaler Pfad in die Felsenschlucht führte. Bald wurde die Kluft so enge, daß der Weg mittelst vieler luftiger, schwanker Brücken jetzt auf diese, dann auf jene Seite des Flusses sprang, so wie eben die senkrechten Felsenwände einen schmalen Raum gestatteten. Immer höher strebten diese empor, immer tiefer wurde das Strombett, immer brausender und wilder die Fluthen und immer kleiner der Streifen des Himmels, der über ihnen in das Thal herein blickte. Julie ging schwei-

gend in stiller Freude an Augusts Hand, der nur zuweilen bey einer überraschenden Ansicht oder einer besonders wilden Partie sie mit begeisterten Worten aufmerksam machte. Carl fand den Weg nicht unangenehm, weil er schattig und kühl war; doch konnte er das Entzücken seiner Gefährten nicht begreifen. Ihm kam eben eine Baumgruppe, eine Felsenpartie wie die andere vor, und er konnte keinen Unterschied zwischen diesen Wasserstürzen finden, die von Zeit zu Zeit aus der Bergwand herab über den Weg hin dem Strome zueilten. Für ihn waren es nichts als Bäche und Quellen, zu ihm sprach keine der mannigfaltigen Scenen, die die Andern mit wetteifernder Lust entdeckten, und ihm fing beynahe an die Zeit lang zu werden, als plötzlich August mit der Hand nach oben wies, Julie mit einem leisen Schrey der freudigen Überraschung empor blickte, und sie nun auf einmahl über sich die Mauern der zerfallenen Burg erblickten, die senkrecht von einem unersteiglichen Felsen herab drohte. Augusten und Julien umwehten die Schauer der Vorzeit, ihr Geist verlor sich in wehmüthig ernsten Betrachtungen, während Carl eine Abhandlung über die Barbarey des Mittelalters hielt, und jene

seltsame Sitte, sich in Felsennester einzusperren, mit unserer jetzigen bequemen Bauart tadelnd verglich. Jetzt ging der Weg steil empor zum Schlosse; August stieg voraus, hinter ihm Julie. In einiger Entfernung folgte Carl, oft über den unbequemen Gang seufzend, der mit jedem Schritte gefährlicher ward; denn von der schroffen Felsenwand hatten Regengüsse und andere Naturgewalten Steine und Gerölle los gemacht, die nun über den Weg und auf der andern Seite in den Strom hinunter gerollt waren. Der Pfad war kaum mehr zu erkennen; man mußte über die Steine klettern, und lief Gefahr, in die Tiefe, in welcher der Strom brauste, hinab zu stürzen. Julie verfehlte einen Tritt, sie glitschte, sie wollte sich halten: aber es gelang ihr nicht. Die lockern Steine bewegten sich unter ihren Füßen, sie zogen sie gegen den Strom hinab; in dem Augenblicke gewahrte sie Carl und schrie vor Schrecken laut auf. August sah sich um, er sah Julien bereits am jähen Abhange dem sichern Tode entgegen taumeln; und ohne an seine Gefahr zu denken, sprang er über die wankenden Felsentrümmer und das glitschende Gerölle ihr nach. — Er faßte mit der einen Hand einen empor ragenden alten Fichtenstamm, mit der an-

dern das sinkende Mädchen, hielt sie so schwebend in einem Arm und rief Carln zu, ihm zu helfen. Aber dieser hatte den Muth nicht, sich den gefährlichen Abhang hinab zu wagen. August hielt sich mit dem letzten Reste seiner Kraft an dem Baumstamme; sein Fuß, den er an den scharfen Felsenecken wund gestossen, schmerzte ihn empfindlich. An ein Hinaufsteigen, mit Julien im Arme, war nicht zu denken, und der Augenblick nahe, wo er mit ihr in die Tiefe stürzen mußte. — Julie schlug ihr Auge zum Himmel um Rettung für August, und ergoß ihre Seele in heißem Gebethe. — Da erschien auf der Höhe ein Landmann, den sein Geschäft diesen Weg führte. Carl erblickte ihn; er rief ihm zu, und both ihm seine Börse an, wenn er seine Schwester und seinen Vetter retten wollte. Der Landmann besann sich keinen Augenblick. Geschickt und schnell kletterte er über das Gerölle hinab, ergriff zuerst Julie, und stieg mit ihr empor; dann kam er wieder, um Augusten zu hohlen. Aber nur mühsam und mit vieler Anstrengung vermochte es dieser, von dem Bauer unterstützt, empor zu klimmen; denn die Verletzung am Fuße war groß, und Blut färbte jeden Stein, auf den er trat. Carl schrie vor

Angst und Mitleid; Julie zitterte, ihre Thränen flossen unaufhaltsam.

Jetzt waren sie oben. Carl fiel seinem Vetter, seiner Schwester in freudigem Entzücken um den Hals; er umarmte den Bauer und drang ihm das Geld auf, das dieser, erschrocken über die Größe der Summe, sich nicht anzunehmen getraute. — Julie hatte noch kein Wort zu sprechen vermocht; zu viele, zu wechselnde Empfindungen bestürmten ihre Brust. Sie faßte nur Augusts Hände; ihre Thränen flossen heftiger, ihr Blick sagte ihm, was in ihrer Seele vorging. Carl hatte sich zuerst wieder gefaßt; und man überlegte nun, ob es möglich seyn würde, mit August über den steinigen, jähen Weg hinab zu kommen. Der Bauer verneinte das geradezu; aber er erboth sich, ihnen einen bequemern Pfad über den sanftern Rücken des Berges hinab zu zeigen, und den verwundeten jungen Herrn zu führen, indeß der andere in's Schloß eilen und mit dem Wagen zurück kommen sollte. Dieser Vorschlag schien Allen der beste, und der mühsame Rückweg wurde angetreten. August, von dem Bauer unterstützt, ging voran; Julie folgte mit hochklopfendem Herzen unter beständig fließenden Thränen. Endlich war

Bayerische Staatsbibliothek München

das Thal erreicht; der hülfreiche Landmann verließ sie, um zu seiner Arbeit zu gehen. August setzte sich auf ein Felsenstück, Julie stand vor ihm; so erwarteten sie Carln mit dem Wagen.

Juliens Blick ruhte auf ihrem Retter; sie sah, wie er, bleich und den Schmerz gewaltsam unterdrückend an die Felsenwand gelehnt, vor ihr saß. Und nun faßte sie seine Hand. Mein Leben ist dein! begann sie: Du hast es mir erhalten. Betrachte mich als dein Eigenthum. Ich habe keinen Willen, keinen Wunsch mehr, als den, für dich sterben zu können! Er sah sie bewegt und zärtlich an: Julie! Ist das dein Ernst? Willst du mein seyn — mein für Zeit und Ewigkeit? — Weißt du auch, was das sagen will? Ich weiß es, erwiederte sie: es steht jetzt klar vor meiner Seele, was ich schon längst ahnend empfunden; wir sind für einander geschaffen, die beyden getrennten Hälften Eines Wesens, die sich suchten und fanden. — »Und würdest du den Muth haben, viel, — alles zu leiden, um mir getreu, um mein zu bleiben? Mir ahnen Stürme — ich kenne die Welt besser als du — würdest du? —« »Ich weiß nicht, was du fürchtest, August; — nur das sey versichert, was es auch seyn mag, ich überwinde

es; und Gott, der uns heute im Augenblicke der höchsten Noth so wunderbar errettete, der uns seinen Segen so sichtlich hat angedeihen lassen, wird uns schützen, er wird uns für einander erhalten.« Bey diesen Worten legte sie ihre Rechte in die seinige, und beyde sprachen mit Einer Stimme den Schwur ewiger Liebe und Treue aus.

Es dauerte eine Weile, bis der Wagen kommen konnte; das Bewußtseyn, wie viel August um ihretwillen leide, die Standhaftigkeit, mit der er seine Schmerzen trug, zogen Juliens Herz immer unauflöslicher zu ihm, und diese Stunde stiller Entzückung und inniger Liebe entschied über beyder Leben.

Endlich kam Carl in der Chaise, und sie erreichten ohne weitern Unfall das Schloß. Ein Wundarzt, um welchen man einen Eilbothen gesandt hatte, erschien und fand Augusts Wunde sehr bedeutend. Indeß war auch der Graf nach Hause gekommen. Man berichtete ihm den Vorfall. Erschrocken und todtenbleich eilte er auf das Zimmer seines Neffen, der ihn mit lächelnder Miene empfing, und ihm den Hergang der Geschichte ruhig erzählte. Alle machten die Sache bedenklicher und wichtiger als August selbst, und

Winterfels wußte nicht, ob er den Muth und die Standhaftigkeit des Jünglings bewundern, oder die Tollkühnheit des Unternehmens, jenen Berg zu besteigen, den er aus seiner eigenen Jugend wohl kannte, schelten sollte. Achtung und Mitleid siegten endlich über seinen Unwillen; er sprach sanft und aufmunternd mit dem Kranken, und Alle theilten sich in seine Pflege. Am fleißigsten war Julie, und bald blieb ihr das süße Geschäft ganz überlassen; denn sobald nur der erste Eindruck vorüber war, fanden der Graf und Carl es sehr bequem, wenn Julie sie der einförmigen Unterhaltung im Krankenzimmer überhob und ihnen Zeit ließ, die wenigen Zerstreuungen zu genießen, die diese einsame Gegend both.

Endlich war August wieder hergestellt. Er ging im Zimmer, im Garten umher; aber jeder weite Spaziergang, das Besteigen seiner geliebten Berge waren ihm untersagt. Julie theilte seine Entbehrungen, wie sie vorhin seine Leiden, seine Einsamkeit getheilt hatte, und fühlte sich weit glücklicher darin, als einst im ungestörten Genusse aller Jugendfreuden.

Mit der Ankunft des Winters kehrte die Familie in die Stadt zurück. Niemand ahnete das

Verständniß, welches zwischen Julie und August waltete, und der Vater sann darauf, seine Tochter bald und glänzend zu vermählen. So kam der Carneval heran. Unter allen Freuden der Jugend war der Tanz die einzige, welche Julie mit Leidenschaft liebte; doch war er für sie bloß Ausdruck der Fröhlichkeit, und sie hatte es stets unschicklich gefunden, mit fremden Männern in allzu nahe Berührungen zu kommen. Carl und August waren daher meistens ihre Deutschtänzer gewesen; jetzt aber, da August dieß Vergnügen nicht mehr mitmachen konnte, sah sie sich gezwungen, mit Andern zu tanzen, und es drängten sich bald genug junge Herren heran, um mit der behendesten und zierlichsten Tänzerinn zu walzen.

Juliens lebhafte Freude am Tanze machte sie anfangs die Folgen dieser Veränderung übersehen, und Augusts Zartgefühl trug bey, sie ihrem Blicke zu entziehen. Es war das erste Mahl, daß er die Verletzung am Fuße mit Ungeduld ertrug, weil sie ihn hinderte, mit Julien zu tanzen, weil er Andern einen Platz überlassen mußte, den er keinem auf Erden gönnte. Doch verbarg er seinen Unmuth, um Juliens Vergnügen nicht zu stören, bis der junge Graf von

Ramsegg, der sich ihr schon seit einiger Zeit genähert hatte, sich zu ihrem gewöhnlichen Deutschtänzer aufwarf, und es immer so anzustellen wußte, daß er vor allen Andern ihre Einwilligung erhielt. Bald wurden seine Bewerbungen deutlicher; Graf Winterfels spielte bey Tische, wenn die Familie allein war, darauf an. Er neckte Julien mit ihm; die Sache schien ihm nicht zu mißfallen. August wurde finster, und Julie vertheidigte sich kalt und ernst.

Bey einer Abendunterhaltung, die wöchentlich bey Winterfels gegeben wurde, drängte sich Ramsegg, mehr als sonst, an Julie; er tanzte immer mit ihr, sein Auge ruhte mit dem Ausdrucke unverhohlener Leidenschaft auf ihr, obschon der immer gleiche Ernst ihres Betragens jede lautere Äußerung zurück schreckte. August sah diesem Spiele lange finster zu; er sah Ramseggs Liebe jeden Augenblick bereit, hervorzubrechen, er sah das Vergnügen, mit welchem Julie sich dem Wirbel des Tanzes hingab, er deutete es falsch, seine innere Qual wurde unerträglich, und er verließ den Saal. Julie hatte seine düstern Blicke und sein Fortgehen bemerkt. Sobald der Walzer zu Ende war, eilte sie, ihn aufzusuchen; er war im ganzen Apartement nicht

zu finden. Sie wartete; er kam nicht. Jetzt wurde wieder getanzt, sie war versagt, und konnte sich nicht entziehen, so wenig sie Lust hatte. Nach dem Tanze ging sie von Neuem, Augusten zu suchen, sie fragte die Bedienten; man hatte ihn auf sein Zimmer gehen sehen. Er ist krank, rief es in ihrer Seele, und ohne daran zu denken, daß sie vom Tanze erhitzt und leicht gekleidet war, flog sie durch die Gallerie und über die Treppe an seine Thür. Sie war verschlossen; sie pochte, sie rief — keine Antwort. — Nun wurde ihre Sorge zur Angst, und sie eilte eben so schnell in den Saal zurück. Auf der Gallerie begegnete sie ihrem Vater, der ihre Unbesonnenheit, in solcher Erhitzung heraus zu gehen, tüchtig schalt. Sie nahm alles geduldig an, erwiederte kein Wort, und flog zu Carl, den sie in ein Fenster zog und ihn beschwor, Augusten aufsuchen zu lassen. Er ging sogleich. — Ramsegg trat zu ihr, seine Nähe war ihr peinlich; — und um ihn los zu werden, nahm sie ein Engagement zur Ecossaise an. Sie tanzte in höchster Zerstreuung; ihr Auge war auf die Thür geheftet, durch die ihr Bruder fortgegangen war. Sie fehlte die einfachsten Touren, und als er nach einiger Zeit allein zurück kam, blieb

sie mitten in der Reihe stehen, ohne zu hören, was man ihr zurief. Sobald sie am Ende der Colonne war, eilte sie zu ihrem Bruder. — Niemand hatte Augusten gesehen, als der Portier, an dem er, in den Mantel gehüllt, den Hut in die Augen gedrückt, vorbey und im Schneegestöber und Sturme zum Thor hinaus geeilt war. Nun war es um Juliens Ruhe geschehen. Tausend Möglichkeiten, tausend Vermuthungen kreuzten sich in ihrem Kopfe, und nur der Gedanke, den Anwesenden zu keinem Schauspiele zu dienen, gab ihr noch einige Fassung.

Am Morgen beym Frühstücke erschien August, aber bleich, düster und zurückhaltend. Sein Oheim hatte erfahren, daß er in der Nacht aus gewesen war. Er stellte ihn strenge zur Rede, weil es offenbar war, daß nur Eigensinn, kein Geschäft, kein Abenteuer ihn zu dieser Sonderbarkeit getrieben hatte, die dem Hofmanne ein Gräuel war. August suchte sich im Anfange zu entschuldigen; — endlich sprang er unmuthig auf und trat an's Fenster: Nun, Oheim, wenn Sie's denn durchaus wissen wollen, ich mag nicht länger zusehen, wenn Andere ein Vergnügen genießen, das ich entbehren muß!

Großer Gott! sagte Julie halblaut.

Ist's das also? antwortete Winterfels: Armer Junge! du dauerst mich. Indessen bleibt doch dein Betragen immer sonderbar, und würde dich lächerlich machen, wenn es bekannt würde. Und das muß man am meisten und sorgfältigsten vermeiden, weil die Welt lieber Laster als Lächerlichkeiten verzeiht. Überhaupt soll ein vernünftiger Mann — —

Ein Bedienter, der mit einem Auftrag in dem Augenblicke eintrat, unterbrach des Oheims Ermahnungen. August entfernte sich. Juliens düsterer Blick folgte Augusten, als er das Zimmer verließ, und ihr Entschluß war gefaßt. Des Vorfalls wurde nicht mehr gedacht; und alles blieb wie vorhin.

Am nächsten Balltage wußte sie es so zu veranlassen, daß sie den ersten Walzer mit ihrem Bruder tanzte. Nach den ersten Touren schon klagte sie über Schwindel. Doch hielt sie den ganzen Tanz aus. Beym zweyten Deutschen war sie an Ramsegg versagt; jetzt nahm ihr Schwindel so zu, daß sie zwey Mahl aufhören und sich setzen mußte. August eilte besorgt auf sie zu; sie versicherte ihn, es hätte nichts zu bedeuten, und bath ihn, ruhig zu seyn. Sie ver-

suchte noch ein Mahl zu tanzen; aber es ging durchaus nicht. Sie fühlte sich einer Ohnmacht nahe; und so mußte sie für dieß Mahl ihrem Vergnügen entsagen.

Am andern Morgen wurde sogleich der Arzt gerufen. Ihr Vater erinnerte sich an die neuliche Erkältung, und schrieb den Zufall jener Unbesonnenheit zu. Sie wurde befragt; aber sie konnte über nichts, als jenen Schwindel und zuweilen etwas Kopfweh klagen. Der Arzt untersagte das Tanzen überhaupt, und verordnete eine Medicin, die sie fleißig zu nehmen versprach.

Am Abende des folgenden Tags trat August unvermuthet in Juliens Zimmer, und sah, wie sie die Schale mit Arzeney, statt sie zu nehmen, in ein Waschbecken schüttete. Er tadelte sie sanft darüber, und bath sie, ihre Gesundheit, die ihm so theuer sey, besser in Acht zu nehmen. Sie lächelte: Und glaubst denn du auch, daß ich krank bin?

»Wie sollte ich nicht?«

Ich bin es aber nicht! Ich bin so gesund als du, und mag mich mit dem Zeug nicht verderben.

»Aber deine Schwindel, dein Kopfweh; der Arzt hat dir verbothen zu tanzen.«

Sie ergriff seine Hand und sah ihm freundlich in die Augen: Du darfst es ja auch nicht, August! Und wer ist Schuld daran?

Er sah sie zweifelnd an. Sein Herz schlug hoch: Julie! Wie soll ich das verstehen? Wäre es möglich — um meinetwillen —

»Ja! Um deinetwillen, lieber August! Du kannst an dieser Freude keinen Theil mehr nehmen; es war unrecht, lieblos von mir, die ganz allein daran Ursache ist, sie noch länger ohne dich genießen zu wollen«

Nein, nein, Julie! rief August: Das geht nicht an, das darf nicht seyn — du darfst mir ein solches Opfer nicht bringen, du liebst den Tanz. — Genieße dieser Freude ungestört — vergiß meine eifersüchtigen Grillen! Ich hätte mehr Gewalt über mich haben, mich einem aufwallenden Gefühle nicht hingeben sollen. Verzeih, Julie, verzeih! Und willst du mir deine Liebe beweisen, so tanze wie vorher, mit wem du willst — auch mit Ramsegg; ich werde ruhig seyn, denn ich kenne dein Herz.

Nimmermehr! antwortete Julie mit sanfter Festigkeit, indem sie Augusts Hand an ihre

Lippen drückte: Du weißt, mein Leben ist dein, das habe ich dir in dem schönsten und heiligsten Moment meines Daseyns gelobt. Laß mir nun das Glück, auch etwas für dich thun zu können! Du raubst mir eine Seligkeit, wenn du dieß kleine Opfer nicht annimmst.

August drückte sie in stummer Rührung an sich. Sie legte den Kopf an seine Brust — und beyde fühlten sich unaussprechlich selig.

In Augusts Busen erwachte zuerst die Sorge wieder: — Dein Vater will dich aber mit Ramsegg verheirathen; — ich bin herüber gekommen, um deßwegen mit dir zu sprechen.

Ich weiß es, erwiederte Julie; aber es kann nicht geschehen.

»Es kann nicht? Und warum nicht, wenn der Vater will?«

Ich will aber nicht.

»Er wird dich zwingen.«

Ich lasse mich nicht zwingen — ich habe Muth.

»O es gibt eine Art des Zwangs, gegen die kein Muth aushält; die Gewalt der Überredung, der sanften Bitte, des väterlichen Ansehens —«

Höre mich, August! sagte Julie: Aber laß dich gegen niemand etwas von dem merken, was ich dir jetzt sage! Komm, setzen wir uns! Sie setzten sich Hand in Hand auf's Kanapeh: Sieh, August! Ich ehre meinen Vater, ich bin ihm in allem, was er billig fordern kann, gehorsam; ich führe sein Hauswesen mit Eifer und Fleiß, ich sorge für seine Pflege, kurz, vor dir darf ich mich dessen wohl rühmen, ich handle nach meiner innigsten Überzeugung pflichtmäßig. Das bin ich ihm schuldig; denn ich danke ihm das Leben, und die Gelegenheit, in der ich mich bilden und das werden konnte, was ich nun bin. Dafür gehören ihm auch diese Bildung, diese Fähigkeiten und Kräfte; aber — das Opfer meines Glückes, meines Lebens? — Wie kann das ein Vater von mir verlangen, der mich in den ersten Augenblicken meines Daseyns aus dem Hause gestoßen, unter Fremden gelassen, und mit einem reichlichen Kostgelde und einigen Besuchen alle seine Vaterpflichten gegen mich abgekauft zu haben meint?«

»Julie! Julie! Um Gottes willen, was für Grundsätze!«

Verurtheile mich nicht, ehe du mich ausgehört hast! Zu einem Opfer, wie, das von

dem wir sprechen, gehört eine tiefe, unendliche Liebe: — und wie könnte diese in meiner Brust entstanden seyn? Das erste Jahr meines Lebens war ich der guten Bauersfrau überlassen, die mich an ihrer Brust genährt, und auch nachher mir mit mütterlicher Zärtlichkeit zugethan war. Diese gute Frau hat um meinetwillen manche Bequemlichkeit am Tage, manche Ruhe der Nacht entbehrt, sie hat mich gepflegt, mit mir Geduld gehabt, ehe ich noch verstehen konnte, was sie an mir that — sie hat mich geliebt — und, August — hier traten Thränen in Juliens Augen — wenn die gute Anne noch lebte, wenn ich glauben könnte, sie durch ein großes Opfer glücklich zu machen, ich würde es ohne Bedenken bringen. So auch für Madame Wander, die durch vierzehn Jahre Mutterstelle bey mir vertreten, der ich, nebst ihrem trefflichen Manne, alles danke, was ich weiß, was ich bin, die mir ihre Zeit, ihre Freuden geopfert, die ihr Leben für mich auf's Spiel gesetzt hat, als sie mich einst in einer ansteckenden Krankheit wartete, und durch keine Überredung von meinem Bette wegzubringen war. Aber mein Vater — —

»Er hat dich jetzt liebevoll in sein Haus aufgenommen, er behandelt dich gut und freundlich.«

Das erkenne ich, wie ich soll; aber habe ich auch schlimme Behandlung verdient? — Er hat bisher keine Ursache gehabt, mit mir unzufrieden zu seyn, und so kann ich wohl auch erwarten, gut behandelt zu werden. — Unterbrich mich nicht, und versteh mich nicht falsch, lieber August! Ich werde nie meine Pflicht gegen meinen Vater außer Augen setzen, ich werde alles für ihn thun, was ich kann, ich werde auch wider seinen Willen nie einem Manne meine Hand geben; — aber — das steht fest und unwiderruflich in mir — ich werde mich auch nie zu einer Verbindung zwingen lassen.

August schwieg. Er hatte diesen Gründen nichts entgegen zu setzen, und er war zu sehr Partey in diesem Streite, als daß seine Vernunft unbestochen genug geblieben wäre, um manche Sophismen in Juliens Behauptungen zu widerlegen. Er war glücklich in dem Gefühle, so treu, so standhaft geliebt zu werden, und in dem stolzen Bewußtseyn froher Jugend dachte er, so wie Julie, an keine Zukunft, an keine

Gefahr, als nur mit der Überzeugung, sie leicht überwinden zu können.

Ramsegg machte um diese Zeit ernstlichere Schritte zu seinem Ziele, und sprach mit dem alten Grafen von seiner Liebe zu Julien. Dieser ließ, als Ramsegg sich entfernt hatte, seine Tochter rufen, erzählte ihr Ramseggs Bewerbungen, und erklärte ihr, daß sie ihm ihre Hand geben müßte. Es war für gewöhnliche Menschen nichts an dieser Verbindung auszusetzen. Ramsegg war von gutem Hause, reich, wohlgebildet, und weder besser noch schlimmer, als die übrigen jungen Leute seines Alters und Standes. Julie antwortete gefaßt mit einem Nein; der Vater zürnte und drohte — sie blieb unerschütterlich. — Endlich gerieth er auf den Gedanken, ob nicht eine geheime frühere Liebe im Spiele sey, die das Mädchen so entschlossen in ihrem Widerstande machte. Er warf es ihr vor, und Julie weigerte sich keinen Augenblick, was ihr recht und untadelhaft schien, zu bekennen, sobald sie dazu aufgefordert wurde. Ja, ich liebe, mein Vater! sagte sie: aber ich weiß, daß meine Liebe Ihre Billigung erhalten wird; ich liebe den Jüngling, den Sie selbst immer Ihrer vorzüglichen

Neigung werth gefunden haben, meinen Cousin August!

August? rief der Vater, fuhr erblassend zurück und schwieg, wie vom Blitze getroffen, einige Augenblicke: August? — Unglückselige! Was hast du gethan? Das darf nicht seyn, das kann nicht seyn. Gib jeden Gedanken von der Art auf! Es ist unmöglich. — Du kannst nie Augusts Frau werden. —

Die Heftigkeit, mit der der Vater sprach, das sichtbare Entsetzen, das sich in seinen Zügen mahlte, erschreckte auch Julien; sie zitterte. — Erst nach einer Weile vermochte sie sich zu fassen. — »Und warum denn nicht, mein Vater? Sie haben August ja immer geliebt?«

Weil — weil — weil es unmöglich ist. Verbanne jede Hoffnung! Lieber will ich dich todt, als mit ihm vermählt sehen.

Aber, mein Vater, hob Julie gefaßter an, darf ich Sie wohl um einen Grund dieses unbedingten Verbothes fragen?

Winterfels sah sie finster an: Er hat kein Vermögen — er ist nichts —

»Er ist jung, ich bin noch jünger, er hat viel gelernt. Ihr Ansehen, seine Familienverbindungen sind bedeutend, meine Ansprüche mä-

ßig; ich wünsche mir kein schimmerndes Glück. Erlauben Sie uns zu warten, bis er im Stande seyn wird —«

Schweig! Narrenspossen, Romanideen! — Geh! und daß ich nie wieder ein Wort darüber höre.

Julie ging mit tiefer Bitterkeit wegen dieser despotischen Härte, die sich auf keine Erörterung, auf keine Gründe einlassen wollte, und fest entschlossen, lieber in einem Kloster oder in Dienstbarkeit von ihrer Handarbeit zu leben, als dem Vater seinen Willen zu thun, und dem Freunde ihres Herzens zu entsagen.

Nun ließ der Vater August rufen. Er stellte ihn zur Rede, und fand dieselbe Offenheit, aber auch denselben festen Sinn. Vergebens versuchte er Drohungen, Vorwürfe, Bitterkeit; August sprach sanfter, aber eben so entschlossen als Julie. Endlich kündigte er ihm an, daß er von diesem Augenblicke an kein Wort mit Julien allein sprechen, sie nie anders, als in Gegenwart der Familie sehen dürfe. August stand eine Weile betroffen. — Auch das, mein Oheim! sagte er: Ich werde Ihnen gehorchen, und durch diese pünctliche Folgsamkeit zeigen, daß ich keine so harte Behandlung verdient habe. Er ging.

Winterfels blieb in großer Bewegung allein, und schrieb sogleich an einen Verwandten, der General und Inhaber eines Kavallerie-Regiments war, und bath ihn, seinen Neffen, den er ihm sogleich senden würde, indessen als Cadetten anzunehmen, bis eine Offizierstelle frey seyn würde.

In wenig Tagen war Antwort da. Ein Wachtmeister desselben Regiments, ein alter vertrauter Mann, brachte sie und hatte zugleich den Befehl, den künftigen Cadetten abzuhohlen, weil der General dem jungen Bürschchen, das man so über Hals und Kopf-los seyn wollte, nicht viel Gutes zutraute.

Winterfels ließ seinen Neffen rufen, und kündigte ihm an, daß er sich fertig halten sollte, morgen mit diesem Manne zum Regimente des Baron von Minden abzureisen, wo er als Cadett eintreten würde. August erstarrte. — Er war von jeher zum Militärdienst bestimmt gewesen, und würde, ohne den Zufall in Mittenwald, schon eine Offiziersstelle bey einem Infanterie-Regimente erhalten haben; — aber jetzt — und plötzlich, und als Cadett — in dieser Entfernung von Julien — das traf ihn wie ein Donnerschlag, und hemmte jeden Laut, jede Be-

wegung. Der Wachtmeister sah ihn verdächtig an; dieß Erblassen bestätigte die Meinung, die der Regiments-Chef von seinem Cadetten hatte.

Nun, wie wird's? rief der Oheim.

Mein Oheim! antwortete August mit zitternder Stimme: Dieser Befehl — so plötzlich — so unerwartet —

»Es ist mein Wille, und ich dulde keinen Widerspruch.«

August biß die Lippen zusammen. Ich werde fertig seyn, sagte er mit fester Stimme, die beynahe trotzig klang, und ging rasch hinaus.

Der Graf argwohnte, daß er zu Julien gegangen seyn würde, er sandte ihm nach; aber man fand ihn auf seinem Zimmer, wo er mit heftigen Schritten auf und ab ging. Indessen verbreitete sich das Gerücht von Augusts schneller Abreise im ganzen Hause, und kam auch zu Julien. Sie wollte es nicht glauben, und flog zu ihrem Vater. Sein glühendes Gesicht, sein funkelnder Blick, die Gegenwart des fremden Reiters erschreckten sie gleich beym Eintritte; bebend und blaß blieb sie in der Thür stehen.

Was willst du? fuhr der Vater sie an.

Es ist also wahr? sagte sie mit erloschener Stimme: Er geht?

»Ja! Und zwar morgen schon.«

Sehr wohl, antwortete Julie — wandte sich, ging ein paar Schritte durch den Saal, und sank bewußtlos zusammen.

Jesus Maria! schrie der Wachtmeister, und sprang zu ihr hin. Der Graf folgte ihm. Sie hoben Julien auf einen Stuhl; der Graf schellte, und ließ die Ohnmächtige auf ihr Zimmer bringen. — Nun fing der Wachtmeister an, einen Zusammenhang zu ahnen, und mit treuherziger Gutmüthigkeit bath er für das junge Paar. Der Graf antwortete ihm rauh; und es blieb bey dem ersten Entschlusse. Indessen hatte sich Julie erhohlt; aber sie war so erschöpft, daß sie nicht aufstehen konnte. Sie sandte also ihre Kammerfrau zum Vater, und ließ ihn um die einzige Gnade bitten, von August Abschied nehmen zu dürfen. Auch das schlug er ab. Vergebens bath die Kammerfrau weinend, vergebens der alte Krieger, dem die Thränen in den Augen standen, wenn er an das hübsche, tödtlich blasse Mädchen dachte, das ihm auf den ersten Blick durch seinen majestätischen Anstand so wohl gefallen hatte. Der Graf entschloß sich endlich, selbst zu der Kranken zu gehen. Diese Todesblässe, dieß erloschene Auge, dieß unwillkürliche

Beben des ganzen Körpers, das sie sogar am Sprechen hinderte, entwaffnete ihn. Er versprach ihr, daß sie Augusten noch ein Mahl sehen sollte, aber in Gegenwart der Kammerfrau. Sie willigte in alles. Ihre ganze Kraft war gebrochen; sie faßte mit fliegender Hand die ihres Vaters, und hatte Mühe, sie an die Lippen zu bringen. Tief erschüttert riß der Graf sich los, und eilte aus dem Zimmer.

Am Abende kam August. Man meldete ihr sein Hierseyn. Sie wollte vom Ruhbette aufstehen, um ihn nicht zu erschrecken; aber sie vermochte es nicht. Er trat ein — so bleich, so vernichtet wie sie. Schweigend nahte er sich ihr, schweigend reichten sie sich die Hände, und hielten sich lange, ohne daß eines zu sprechen fähig war. Denke meiner! fing endlich August an: Ich werde dich lange, lange nicht mehr sehen. Bey dem Klange dieser geliebten, jetzt so leisen, gebrochenen Töne stürzten Juliens Thränen, die ersten seit diesem Morgen, heftig hervor. Ein convulsivisches Schluchzen begleitete sie; die Kammerfrau sprang erschrocken hinzu, August umschlang sie in stummem Schmerz. Man legte sie auf's Ruhebett zurück — sie sprach nicht; aber sie hielt Augusts Hand mit

krampfhafter Stärke, als wollte und könnte sie nicht von ihm lassen.

Nach langer Zeit brachte sie endlich einige Worte hervor, zog einen Ring vom Finger und gab ihn dem Geliebten. Leb' wohl! sagte sie: Wir sehen uns gewiß wieder — hier oder dort. August empfing den Ring und kämpfte seinen Schmerz nieder. Ich bin dein auf ewig! erwiederte er: Gott ist über uns, es ist seine Hand, die uns schwer trifft; laß uns ihn anbethen, und unser Loos mit Fassung tragen! Er vereinigt uns wieder. Hier oder dort! sprachen beyde zugleich — hier oder dort! wiederhohlte jedes, den Blick gen Himmel gewandt; — ihre Hände ließen sich los — August war fort. Julie lag still — ihre Thränen flossen auf ihre gerungenen Hände; — sie bethete mit tiefergebener Seele um Wiedervereinigung, um Segen für den Geliebten und Kraft für sich. Gegen die Nacht trat ein heftiges Fieber ein; kein Schlaf besuchte ihre Augen. — Wie der Tag anbrach, hörte sie die Pferde vorführen. Sie war allein. Mitten in der größten Fieberhitze sprang sie auf und ging an's Fenster. August stand im Hofe bey den Pferden mit Carl, der ihn schluchzend in die Arme schloß und sich von dem gelieb-

ten Freunde nicht trennen konnte. Sie öffnete das Fenster und rief ihm ein Lebewohl zu. August sah empor: Um Gottes willen! Du bist krank, und die kalte Morgenluft —

Es ist gut so, antwortete sie: Ich mußte dich noch ein Mahl sehen. Gott geleite dich!

Er sey mit dir, Julie! rief August: Leb' wohl! — Sie winkte ihm noch ein Mahl mit der Hand — und schloß das Fenster. Die schneidende Kälte hatte sie schmerzlich angegriffen, eine gänzliche Erstarrung lähmte ihre Glieder, und nur mit der größten Mühe schleppte sie sich in ihr Bett, wo eine Ohnmacht sie der Besinnung beraubte. So fand sie ihre Kammerfrau, als sie spät, weil ihre Gebietherinn gar nicht klingelte, endlich in ihr Zimmer trat. Der Arzt erklärte die Krankheit für sehr bedenklich, und Julie hörte diesen Ausspruch mit Freuden; doch ihre Jugend und unverdorbene Gesundheit retteten sie bald. Sie stand auf, sie begann ihr voriges Leben wieder; aber nur wie in einem wachen Traume. — Nirgends begegnete ihr mehr die geliebte Gestalt, nirgends hörte sie den Klang der theuern Stimme. Alles hatte seine Beziehung für sie verloren; sie fühlte sich ganz einsam und abgetrennt in der Welt.

Von August hörte sie nur selten und unbefriedigend etwas. Er war Offizier, und bey dem Chef sowohl als den Cameraden sehr beliebt. Einige Mahl hatte sie versucht, ihm zu schreiben; aber sie merkte bald, daß keiner ihrer Briefe abgegangen war. — Späher umlauerten sie auf allen Seiten; jede Verbindung mit dem entfernten Freunde wurde gewaltsam zerrissen, auch seine Briefe kamen nicht zu ihr. So gab sie es zuletzt auf, und lebte in dumpfem Trübsinne fort, ohne Leid und Freude für das, was sie umgab, nur mit einem einzigen Gedanken, mit ihrer Liebe zu August, beschäftigt.

Es war nun ein Jahr seit seiner Abreise verflossen, als der Krieg ausbrach. Augusts Regiment setzte sich in Marsch, und zu den Schmerzen der Entfernung gesellte sich bey Julie die Angst für sein Leben. Öffentliche Blätter und Briefe des Obersten von Augusts Regimente unterrichteten sie von seinem Schicksale. Er war schon bey mehreren Affairen gewesen, und hatte sich so ausgezeichnet, daß er auf dem Schlachtfelde zum Rittmeister ernannt wurde. Sie freute sich im stolzen Gefühle ihres Freundes, und eine leise Hoffnung erhob sich in ihrem Herzen, daß dieß schnelle Emporsteigen endlich den einzi-

gen gegründeten Einwurf ihres Vaters gegen diese Verbindung entkräften würde.

An diesem Strahle hielt sich ihr Muth aufrecht, und sie glaubte wieder an die Möglichkeit einer beßern Zukunft, als die Nachricht von einer großen Schlacht sich in der Residenz verbreitete. Niemand wußte noch etwas Ausführliches. Augusts Regiment war dabey gewesen, es hatte viel gelitten — die Angst der Ungewißheit ließ Julien keinen Augenblick Ruhe; auch der Vater und Carl waren äußerst besorgt. Endlich kam ein Brief vom Obersten. Sie erkannte die Schriftzüge — eine düstere Ahnung überfiel sie; — aber so ängstlich auch ihr Herz schlug, überwand sie doch das heftige Verlangen, und ging nicht zu ihrem Vater, um ihn um Nachricht von dem zu bitten, von dem sein Eigensinn sie gerissen, und der auch noch jetzt sie in so schmerzender Entfernung hielt.

Unruhig, bestürmt vom streitenden Gefühle ging sie in ihrem Zimmer auf und nieder, auf jedes Geräusch horchend, jeden Fußtritt belauschend, als Carl zu ihr herein trat. Sie ging schnell auf ihn zu und sah ihn scharf an. Er schwieg; aber in seinen sanften Zügen las sie den Zwang, den der Vorsatz, ruhig zu scheinen,

über ein aufgeregtes Gemüth ausübte. Es sind schlimme Nachrichten vom August da, sagte sie rasch: Der Oberst hat geschrieben — er ist verwundet — todt —

Carl trat erblassend zurück: Woher weißt du —?

»Ha! Es ist also? Es ist? O nun geschwinde, geschwinde den ganzen Köcher deiner Pfeile, daß es mit Einem Mahl aus ist!«

Liebe Julie! sagte Carl einlenkend, da ihm diese Worte zeigten, Julie wisse nicht so viel, als er anfangs glaubte: Ich weiß nicht, was du gehört hast; aber es ist so schlimm nicht, als du meinst.

»Nicht so schlimm? also doch schlimm, und wie schlimm dann? O, martere mich nicht länger!«

Du bist außer aller Fassung, Julie! und ich kann es nicht wagen, dir eine unangenehme Nachricht mitzutheilen.

Ich bin ruhig, sagte sie nach einer augenblicklichen Stille: Ich bin vollkommen ruhig; sprich nur!

»Der Vater hat mich zuvor rufen lassen; es sind Nachrichten von der Schlacht bey ** gekommen.«

Und August? —

»Er hat sich so ausgezeichnet, daß ihm der Prinz ** einen großen Antheil an dem Siege zuschreibt, weil er mit seiner Schwadron zur rechten Zeit und mit solcher Tapferkeit in den Feind gedrungen, daß er ihn auf einem bedeutenden Puncte zum Weichen gebracht hat.«

Und er ist gefallen? —

»Er lebt, Julie, er lebt! aber er ist verwundet und gefangen. — Sein Ungestüm riß ihn zu weit in die feindlichen Scharen, und von einer Kugel getroffen stürzte er mitten unter ihnen.«

Und wo ist die Wunde? —

» — — In der Brust. —«

Und er soll genesen? Nimmermehr! — Täusche mich nicht, Carl! er ist todt, oder dem Tode nahe!

»Nein, Schwester! Ich schwöre dir, daß er lebt; und der **sche General, an den sein Oberster schrieb, gibt Hoffnung für sein Leben. — Seine Tapferkeit hat ihm die Achtung des Feindes erworben. Der General sorgt für ihn, wie für einen Sohn.«

Ach, so läßt seine Tugend ihn bey Feinden eine Liebe finden, die ihm von seinen Verwandten versagt wurde! Mit dieser bittern

Bemerkung brachen ihre Thränen hervor; Carl weinte herzlich mit ihr, und versuchte vergeblich, sie zu beruhigen, da sein Herz selbst des Trostes bedurfte.

Was Julie geglaubt und Carl gefürchtet hatte, ohne es zu bekennen, traf ein. Ein zweyter Brief enthielt die Nachricht von Augusts Tode. Ein Einschluß des **schen Generals, der selbst an Graf Winterfels geschrieben hatte, berichtete die nähern Umstände, und drückte die Achtung und Liebe aus, die der Verstorbene seinen Feinden einzuflößen gewußt hatte. Dabey folgte der Todtenschein und ein Ring, den August am Finger getragen, und den er dem General in seinen letzten Stunden übergeben hatte, um ihn seiner Cousine zu senden. Es war der, den sie ihm beym Abschiede gab. Winterfels war tief gebeugt; seine Trauer grenzte an Verzweiflung, und schien durch Selbstvorwürfe noch vermehrt zu werden. Carls Schmerz ergoß sich in erleichternden Thränen. Julie allein schien mit Fassung zu tragen, was sie schwerer drückte, als die beyden Andern. Sie war still, meist ohne Thränen, so wie ohne Klage.

In einiger Zeit darauf trafen Augusts Leute mit seinen Pferden und seiner Bagage ein. Win-

terfels wollte sie nicht sehen; Julie aber schlich sich zu ihnen hinab, sie erkundigte sich um alles, von dem ersten Augenblicke der Abreise bis zu dem letzten des Lebens. Die Bursche mußten ihr erzählen, sie mußten ihr einige Kleinigkeiten, die August besessen hatte, ohne des Vaters Vorwissen, überlassen; und diese, sorgfältig vor jedem unheiligen Auge verborgen, machten ihren höchsten Reichthum, ihr einziges Glück aus.

Wochen an Wochen vergingen; sie sammelten sich zu Monathen, zum Jahre. Oheim und Bruder waren längst getröstet; nur in Juliens Brust lebte das Gefühl des ersten Tages noch. Kalt und theilnahmlos wies sie alle Anträge zu Verbindungen ab, und der längst genährte Gedanke, ihr Leben in einem Kloster zu beschließen, gewann immer mehr Klarheit und Stärke in ihr. Sie wußte nur zu wohl, wie sehr ihr Vater diesem Entschlusse entgegen war; dennoch hoffte sie durch Klugheit und Beharrlichkeit an ihr Ziel zu gelangen. Eine Schwester ihres Vaters war Äbtissinn in einem ansehnlichen Stifte; mit ihr unterhielt sie seit längerer Zeit einen Briefwechsel, ihr entdeckte sie ihr Herz, ihren Wunsch, und bath sie, ihr zur Erfüllung desselben zu helfen. Die Tante hatte ihre Nichte

lieb gewonnen. Die Erinnerung an ihre eigene unglückliche Jugend erregte ihre lebhaftere Theilnahme, und machte sie bereit, ihre Bitte zu erhören; und so wußte sie es mit Anstand und Feinheit einzuleiten, daß ihr Bruder ihr erlauben mußte, die Nichte, die sie zu ihrer künftigen Erbinn bestimmt hatte, einmahl persönlich kennen zu lernen.

Ungern willigte Winterfels ein. Ihm ahnete der Zweck, der hier verborgen lag; aber er konnte die Bitte der Schwester, an deren Gunst ihm gelegen war, nicht abschlagen, und so ward der kommende Frühling zur Reise bestimmt.

Das war es, was Julie längst gewünscht hatte — Entfernung aus dem väterlichen Hause, wo schmerzliche Erinnerungen sie auf jedem Schritte begleiteten, und eine zerstreute, betäubende Lebensart sie ermüdete und verletzte. Ihr Gemüth bedurfte der Stille; diese allein konnte ihr das einzige Glück gewähren, das auf Erden noch für sie möglich war, und mit heißer Sehnsucht strebte ihre Seele darnach.

Von einer einzigen Kammerfrau begleitet, machte sie sich, sobald die Zeit es erlaubte, auf den Weg. Außer den Gütern ihres Va-

ters hatte sie die Welt wenig gesehen. So wirkte die Reise durch weite schöne Länder, in der Blüthenzeit des Jahres, schon an und für sich wohlthätig auf ihr krankes Gemüth, und in der angenehmen Abwechselung der Gegenstände, die sie nur leicht berührten, in der Stille, die um sie herrschte, ward ihr nach langer Zeit zum ersten Mahl wieder wohl. Nach fünf Tagen einer höchst angenehmen Reise kamen sie gegen Abend in das freundliche Thal, von mäßigen waldbewachsenen Bergen umgeben, in dessen Schooße das alterthümliche Städtchen lag, hinter welchem das prächtige Stift mit seinen blendenden Zinnen und Glockenthürmen von einem Hügel im Abendroth herab schimmerte. An den gegenüber stehenden Bergen strömte der Fluß durch Kornfelder und duftende Wiesen; Gewerbfleiß und Verkehr belebte die Straßen, und durch ein Gothisches Thor, das nebst den starken Mauern, den Schießscharten und der Zugbrücke die ehemahlige Wehrhaftigkeit des Städtchens bezeugte, fuhr sie in die dämmernden Straßen. Vor Thüren und Buden saßen oder standen die Bewohner nach der Arbeit des Tags in traulichem Geplauder, und begrüßten ehrerbiethig die Frauen in der prächtigen Reise-

kutsche. Die Heiligenstatue auf dem Springbrunnen am Markte, die geistlichen Schildereyen und Sprüche an einigen Häusern, das stille Wallen des bürgerlichen Lebens sprachen Juliens Gemüth friedlich und beruhigend an. — Jetzt hatten sie das andere Ende des Städtchens erreicht; ein Thor, wie das erste, führte sie in's Freye, und vor ihr stand ganz nahe ihr künftiger Wohnort, das Ziel ihrer Reise. Über eine hochgewölbte Brücke durch ein hallendes Thor rasselte der Wagen auf den Hof, den auf allen Seiten das alterthümliche, aber in schönem, großem Verhältnisse gebaute Stift umgab. Die Bedienten erschienen, Julien aus dem Wagen zu helfen; über der Treppe empfingen sie zwey Stiftsfräulein in schwarz seidener streng verhüllender Kleidung, die aber dem schlanken Wuchse zierlich angepaßt war, und führten sie in die Zimmer der Äbtissinn, wo fürstliche Pracht und geistliche Würde sich schön und erhebend vereinigten. Aus dem innersten Cabinette kam ihr die Tante entgegen. Diese hohe Gestalt, die Milde und Ruhe dieser Züge, die einst schön gewesen seyn mußten, das Silberhaar unter dem schwarzen Kopfputze, das schwarze Gewand, das ihr rauschend auf dem Fußteppiche folgte — das golde-

ne Kreuz an der Brust, der ganze Ausdruck hoher Würde und gottergebener Frömmigkeit ergriffen Julien mächtig; sie sank unwillkürlich vor ihrer Tante auf die Knie, und küßte ihre Hand mit ehrfurchtsvoller Liebe. Auch die Tante war gerührt; und erst nach einer Weile waren beyde ruhig genug, von andern Gegenständen zu sprechen. Die Äbtissinn fragte nach ihrem Bruder, nach Carl. Die Stiftsfräulein nahmen Antheil an dem Gespräche; eine geistreiche Unterhaltung waltete in dem kleinen Kreise, in welchem sich Julie bald heimisch fühlte. Jetzt gab eine Glocke das Zeichen zur Abendtafel. — Die Äbtissinn erhob sich; ihr folgten die Damen und Julie. Alles schien in diesem Hause nach einem stillwaltenden höhern Gesetze zu gehen, dem jedes Mitglied sich willig fügte. So war dieser Abend, so alle folgenden Tage. — Julie erhielt bald die Erlaubniß, nach den Regeln des Hauses leben und an allen Geschäften und Andachtsübungen der Stiftdamen Antheil nehmen zu dürfen; und da es ihr nicht erlaubt war, die Kleidungen der Stiftfräulein zu tragen, so kleidete sie sich immer schwarz, und feyerte so auch in ihrem Äußern das theure Andenken, dem sie sich hier in frommer

Stille weihte. In einer strengregelmäßigen Ordnung, die ihre Zeit zwischen weiblichen Arbeiten, Geistesbildung und Andachtsübungen theilte, verflossen ihre Tage sehr einförmig, aber auch sehr ruhig. Jeden Morgen stand das angewiesene Tagewerk klar vor ihr, jeden Abend erquickte sie das Bewußtseyn wohl angewandter Thätigkeit; und über alles dieses goß der Geist klösterlicher Stille und Andacht, der sich, von lauter heiligen Gegenständen umringt, immer in der Nähe Gottes fühlte, einen unbeschreiblich beruhigenden Zauber, der die tiefen Wunden ihres Gemüths zu heilen und die Bitterkeit zu mildern anfing, welche sich in ihrem ganzen Wesen und Betragen verbreitet hatte.

Ein halbes Jahr war so unbemerkt und heiter verflossen. So oft auch Graf Winterfels in seinen Briefen Erwähnung von ihrer Rückkehr gemacht hatte, hatte doch bald sie, bald die Tante scheinbare Vorwände zur Verlängerung ihres Aufenthalts gefunden. Endlich aber, als der Herbst schon zum Theile vorüber war, und mit dem Winter die Zeit der Kränklichkeit für ihren Vater eintrat, widerstand sie seinen Aufforderungen nicht länger. Im Stifte hatte sie gelernt, mit sanfter Ergebung ihre Wünsche der Pflicht zu

opfern, und Andern auf Kosten des eigenen Glückes Freude zu machen. Sie nahm also unter heißen Thränen von der geliebten Tante, von den übrigen Freundinnen und dem stillen Aufenthalte Abschied, und trat ihre Reise noch vor der allzu rauhen Jahreszeit an.

Die Hälfte des Weges war ohne Unfall zurück gelegt worden, als eines Nachmittags, wo unfreundliches Herbstwetter mit Regen und Nebel und schlechte Straßen die Nachtstation sehr erwünscht machten, plötzlich ein Rad am Wagen zerbrach. Die Verlegenheit war unbeschreiblich: rings herum in der Nähe kein Haus, nur in einiger Entfernung von der Straße sah man wenige Hütten zwischen halb entlaubten Bäumen hervor blicken. — Julie mußte sich bequemen auszusteigen, und zu Fuß in stätem leisem Regen auf dem schmutzigen Wege in das Dorf zu gehen, wo sie doch nichts als eine elende Herberge zu erwarten hatte. Sie trat in das bestgebaute Haus, das sich ihr zeigte. Man bewillkommte sie mit großer Gutmüthigkeit, und both ihr alles an, was man besaß; doch dieß Alles war so viel wie nichts für Juliens Verhältnisse. Da sich indeß das Geschehene nicht ändern ließ, so setzte sie sich geduldig an den

Tisch zur Bauersfrau, und half ihr und zweyen Töchtern Rüben schälen, indeß ihre Leute, weit unmuthiger als sie, das ganze Dorf durchstöberten, um etwas Besseres zu finden.

Die Bauersfrau war ganz entzückt über die Herablassung der fremden Dame, und beantwortete mit großer Redseligkeit alle Fragen, die Julie aus langer Weile über die Gegend, die Nachbarschaft u. s. w. an sie that. Sie erfuhr auf diese Art, daß das Gut einem Niederländischen Emigranten, dem Marquis Nieulange, zugehöre, der es vor zwey Jahren gekauft, und um vieles verbessert und verschönert hatte. Der Marquis war noch ein junger Mann, die Marquise hingegen schon ziemlich betagt. Die Bäuerinn ergoß sich in Lobsprüchen über beyde; und Julie äußerte ihre Verwunderung, wie eine so vernünftige Frau, als die Marquise seyn sollte, eine so unverhältnißmäßige Verbindung habe eingehen können. Hierauf wußte die Bauersfrau nichts zu antworten, als daß die Marquise sehr reich und in ihren Jahren noch wirklich schön sey, und daß der Marquis, den sie als Offizier geheirathet habe, sehr gut mit ihr lebe, und ihr nie die geringste Ursache zur Eifersucht gebe.

Das ist schön von ihm, sagte Julie, und fand in ihrem Herzen den Schritt der Marquise wohl verzeihlich, aber dennoch nicht zu billigen.

Unter diesen Gesprächen ging plötzlich die Thür auf, und ein eleganter Jäger trat ein, der eine Empfehlung seiner Herrschaft, des Marquis und der Marquise von Nieulange, an die fremde Dame und eine Einladung, für diese Nacht im Schlosse fürlieb zu nehmen, brachte. Julie bedachte sich einen Moment; aber ein Blick auf das nicht bloß ärmliche, sondern unreinliche Zimmer bestimmte sie, das zuvorkommende Erbiethen anzunehmen. Sie ließ ihre Leute rufen; der Wagen des Marquis stand vor dem Hause, und Julie fuhr auf das eine ziemliche Strecke entfernte Schloß, zur großen Freude ihrer Leute, deren Ungeduld wahrscheinlich Aufsehen im Dorf erregt und den Unfall ihrer Gebietherinn der Herrschaft bekannt gemacht hatte.

Man führte Julien durch mehrere mit Geschmack, aber ohne Pracht eingerichtete Zimmer in ein niedliches Cabinett, und bald darauf trat eine Frau, zwischen vierzig und fünfzig Jahren, mit edlem Anstande und Zügen, die man jetzt noch schön nennen konnte, in's Zimmer. Sie bewill-

kommte Julien in sehr schönem Französisch, und zeigte in allem den Ton der feinsten Sitte. Eben so artig und schonend war ihre Erkundigung um den Nahmen ihres angenehmen Gastes. Julie nannte sich, und sah befremdet eine schnelle Bewegung über das Gesicht der Frau vom Hause gleiten. Im nächsten Augenblicke war alles wieder verschwunden, und Frau von Nieulange setzte das Gespräch unbefangen fort; nach einer Weile aber, als sie Juliens feuchte Kleidung bemerkte, drang sie in sie, sich umzukleiden, und begleitete sie freundlich bis an das für sie bestimmte Apartement, wo sie sie den Händen der Kammerfrau übergab.

Julie war geschwind mit ihrem Anzuge fertig, und ging nun wieder hinab zur Marquise, die ihre Zurückkunft nicht so schnell vermuthete; sie fand sie nicht allein. Neben ihr auf dem Kanapeh saß ein junger Mann; sein Gesicht lag auf der Hand der Marquise, die er an seine Lippen drückte. Auf das Geräusch von Juliens Eintreten richtete er sich empor — und Julie stand wie vom Donner gerührt. Einen Schrey, den sie ausstossen wollte, hielt die Erstarrung zurück. Es war August selbst oder sein ununterscheidbares Ebenbild. Die Marquise unter=

brach die augenblickliche Stille, die im Zimmer herrschte, mit den Worten: Der Marquis von Nieulange, indem sie sich zu Julie wandte, und zu ihrem Manne: Die Gräfinn von Winterfels, die ein glücklicher Zufall zu uns geführt hat. Der Marquis stand auf und verbeugte sich kalt — fremd, indem er ein paar verbindliche Worte über das Vergnügen, ihre Bekanntschaft zu machen, sagte.

Julie war nicht im Stande zu antworten. Thränen, die aus ihren Augen hervorstürzen wollten, und die Ungewißheit und beleidigter Stolz zurück hielten, hemmten ihre Sprache. Sie wußte nicht, wie ihr geschah, ob ein Blendwerk sie äffe, ob das Grab seine Todten wieder gebe, oder ob ein so seltsames Spiel der Natur, wie diese Ähnlichkeit, möglich sey. Sie zitterte, sie hielt sich an einem Stuhle, der neben ihr stand. Die Marquise sah ihre Bewegung und eilte ihr beyzuspringen; — aber Er, die Ursache dieser Erschütterung, blieb ungerührt und, wie es schien, ruhig an seinem Platze. Das empörte Juliens Herz noch mehr, und von zerreissendem Schmerz überwältigt, sank sie auf den Stuhl nieder. Die Marquise war erschrocken, sie wollte ihre Leute rufen lassen. — Julie ver-

bath das, ohne zu sprechen, durch ein Zeichen mit der Hand; — sie wünschte nichts, als das Zimmer verlassen zu können. Sie versuchte aufzustehen; die Marquise unterstützte sie, und zeigte ihr so viel zärtliche Theilnahme, daß Augusts fremdes, ruhiges Betragen ihr noch schmerzlicher vorkam. Sie sah ihn an; ein düsterer aber so kalter Blick begegnete dem ihrigen, daß ihr Stolz und ihre Besinnung schnell erwachten, und über jede Schwäche siegten. Er ist es nicht, sagte sie bey sich selbst, er kann es nicht seyn. Es ist ein zufälliges Spiel der Natur, und ich bin eine Thörinn, mich auf diesen Grad von einer Täuschung hinreissen zu lassen. Sie strebte Fassung zu erringen, und es gelang ihr. Sie entschloß sich zu bleiben und näher zu untersuchen; sie versicherte der Marquise, daß der Anfall von Schwindel, dem sie oft unterworfen sey, vorüber wäre, daß sie sich besser befinde, und ging, von ihr geführt, wieder zum Sopha zurück. Der Marquis setzte sich gegen über. Juliens Blicke hingen an der räthselhaften Gestalt; — sie horchte auf jeden Ton, verglich jeden Zug, jede Bewegung mit dem Bilde, das so lebhaft vor ihrer Seele stand, und eins um's andere glaubte sie bald die entschiedenste Gewiß-

heit, bald eine auffallende Ungleichheit zu finden. Der Marquis war viel hagerer, etwas größer und blasser, seine Züge tiefer als Augusts, seine Stimme dumpfer und ohne den lieblichen Klang, der in Augusts Sprache sie so oft bezaubert hatte. Und wie wäre es denn möglich, daß der Jugendgeliebte, der ihr ewige Treue geschworen, dessen festen Sinn sie wohl kannte, sich so verwandelt und jede Spur alter Neigung so ganz vergessen haben, ja, die Unverschämtheit so weit treiben sollte, nicht bloß eine frühere Geliebte, sondern eine Blutsverwandte, die Tochter seines Wohlthäters nicht mehr kennen zu wollen? — Nein, es war nicht August, — der schlief längst im Schooße des Grabes — und was jetzt sie beunruhigte, war ein wunderbares Zusammentreffen, mehr nicht.

Der Marquis, der wenig Antheil am Gespräche genommen hatte, stand jetzt auf und verließ das Zimmer. Julie sah ihm nach, und neues Entsetzen durchschauerte sie. Der Marquis hatte im Gange denselben Fehler, wie August seit dem Tage, wo er, um ihr Leben zu retten, sich den Fuß verletzt hatte. Diese Bemerkung verscheuchte den kleinen Anschein von Ruhe, den sie mühsam erkämpft hatte. Die

Marquise sah sie erblassen, und streckte die Arme aus, um sie vor dem Umsinken zu bewahren. Verzeihen Sie, Marquise! sagte Julie: Ich mache Ihnen nichts als Schrecken und Verwirrung — und Sie werden die Stunde nicht segnen, wo Sie mich gastfreundlich in ihr Haus aufnahmen. Leiden und Erfahrungen mancher Art haben meine Gesundheit erschüttert; so bin ich mir selbst und denen, die mit mir leben müssen, zur Last. Die Marquise ergriff ihre Hand mit freundlichem Drucke; sie sprach ihr liebevoll Muth und Ruhe ein, sie bath sie, ihr Haus als ihr väterliches zu betrachten, ihren Gefühlen freyen Lauf zu lassen, und in ihr eine Freundinn zu sehen, die jede Empfinduug ihres Herzens zu theilen bereit wäre. Der Ton des Gefühls in diesen Worten, der seelenvolle Blick, der sie begleitete, die Thränen, die die schönen Augen der Marquise schwellten, überzeugten Julien von der Wahrheit dieser Rede, und ihr Herz erleichterte sich durch Thränen und einige unbestimmte Äußerungen über ihr Schicksal. Als das Gespräch wieder ruhiger geworden war, sagte die Marquise, gleichsam um ihres Mannes plötzliches Fortgehen zu entschuldigen, daß er

nicht wohl sey, und bey schlechtem Wetter sehr an den Schmerzen seiner Blessuren leide.

Der Marquis hat gedient?

Er hat einen Feldzug mitgemacht; aber eine Wunde im Fuße und eine in der Brust zwangen ihn, seinen Abschied zu nehmen.

Julie sann zweifelnd nach. Augusts Verletzung am Fuße war keine Folge seiner Kriegsdienste gewesen; sie war von Neuem irre geworden. Die Marquise erzählte darauf, wie man ihn verwundet in ihr Haus gebracht, wie sie ihn während der Zeit seiner Krankheit ganz kennen und schätzen gelernt habe u. s. w. Julie wußte nicht, was sie denken sollte. Ein Umstand zerstörte die Meinung wieder, die ein anderer erregt hatte. Ihre Gedanken verwirrten sich; sie war zerstreut, unruhig und sehr froh, als der Kammerdiener eintrat, um zu melden, daß das Souper aufgetragen sey. Zugleich sagte er, daß der Marquis sich entschuldigen lasse, indem er sich früher zu Bette gelegt habe.

Julie war sehr froh, im Speisesaale den Hauscapellan und den Secretär zu finden, und so des anhaltenden Antheils am Gespräche überhoben zu seyn, und noch froher, als die Marquise die Tafel bald aufhob, und die Einsamkeit

ihres Zimmers ihr endlich die Freyheit gab, ihre verwirrten Gedanken zu sammeln. Der Schlaf unterbrach diese schmerzlichere Beschäftigung nicht, und der späte Herbstmorgen fand sie wach. Aus allem Nachgrübeln, Forschen, Vergleichen über jeden Umstand, den sie bemerkte, jedes Wort, das sie gehört hatte, über die Bewegund der Marquise, als Julie ihren Nahmen nannte, über so manches Räthselhafte in der Nachricht von Augusts Verwundung und Tod, über sein gänzliches Stillschweigen, so lange er beym Regimente war, ging endlich nichts als die traurige Wahrscheinlichkeit hervor, daß August seine jetzige Frau wohl schon vor der letzten Schlacht gekannt, daß er sich, als er verwundet worden, darum zu ihr habe bringen lassen, und dann die Nachricht von seinem Tode geflissentlich verbreitet habe, um jedes ältere Band zu lösen, und diese Frau, Gott weiß aus welchen Ursachen, zu heirathen. So schmerzlich diese Vermuthung war, so blieb doch endlich nach tausend ersonnenen und wieder verworfenen Erklärungsarten nur diese allein übrig, um eine sonst unbegreifliche Begebenheit fassen zu können; und sie erzeugte den festen Entschluß in ihr, dieses Haus, sobald als möglich, zu ver-

lassen, wo jedes längere Verweilen ihr nur Verwirrung und Schmerz bringen mußte. Sie kleidete sich schnell an, befahl ihren Leuten sich fertig zu halten, und ging zur Marquise hinab, die mit dem Frühstücke auf sie wartete. Sie fand den Marquis im Zimmer; auch seine Züge, seine Augen trugen die Spuren einer schlaflos und schmerzlich zugebrachten Nacht. Es konnte Wirkung körperlicher Leiden, es konnte — wenn es August war — Folge innerer Vorwürfe, Beschämung und vielleicht Reue seyn. Das Gespräch war höchst einsylbig. Julie kündete ihren Entschluß an, das Schloß sogleich zu verlassen. Die Marquise drang höflich in sie, zu verweilen; Julie entschuldigte sich eben so. Der Marquis sagte kein Wort. Sie stand auf um fortzugehen; da trat er zu ihr und both ihr den Arm. Julie vermochte es nicht, ihn anzusehen. Mit gesenktem Blicke legte sie ihren Arm in den seinen; er schien ihr zu zittern, und eine heftige Erschütterung durchbebte ihr Inneres. Keines sprach ein Wort. So gingen sie stumm durch die Zimmer bis zur Treppe. Hier blieb sie stehen, um Abschied zu nehmen. Der Marquis schien den Augenblick verzögern zu wollen; er hielt ihre Hand jetzt in der seinigen, und

das Zittern derselben wurde merklicher. Sie hob das Auge empor; ein glühender aber unendlich wehmüthiger Blick traf den ihrigen. — August! rief sie mit Heftigkeit. Der Marquis riß sich hastig von ihr los und stürzte fort. — Sie sah ihm starr, bebend nach. Nach einer Weile wandte sie sich, verbarg die hervor brechenden Thränen in ihr Tuch und warf sich, von tausend schmerzlichen Gefühlen zerrissen, in ihren Wagen.

In diesem Gemüthszustande kam sie zu ihrem Vater zurück. Er sah mit Erstaunen die Veränderung, er befragte sie darum; und sie erzählte ihm alles mit solcher Heftigkeit, mit solcher Erschütterung, daß auch Winterfels davon hingerissen wurde, und die Möglichkeit, daß sein August noch lebe, daß er den theuern Jüngling vielleicht wieder sehen sollte, ihn mit Entzücken erfüllte. Er ließ sich von Julie noch ein Mahl jeden Umstand, jedes Wort, besonders jeden Zug in der Gestalt der Marquise beschreiben. Oft schüttelte er bedenklich den Kopf, oft entstahl sich ein Seufzer seinen Lippen. Endlich stand er auf, ging an seinen Schreibtisch, hohlte aus einem verborgenen Fache ein reich mit Brillanten besetztes Gemählde hervor, zeig=

te es Julien, und fragte sie, ob sie es kenne? Großer Gott! schrie diese: Das ist die Marquise, wie sie in ihrer Jugend war! Wie kommt dieß Bild in Ihre Hände? Wer ist diese Frau? Wie hängt ihr Schicksal mit Augusts zusammen? Der Graf antwortete nicht; er war bleich und so angegriffen, daß er sich setzen mußte. Julie unterstützte ihn; er faßte sich, und sie drang nun von Neuem in ihn. Aber Winterfels winkte ihr mit der Hand, zu schweigen. Ich kann nicht, mein Kind! sagte er tief bewegt aber sanft: Ich muß erst wissen, was geschehen ist, ob kein entsetzliches Verbrechen — Genug, mein Kind! Gedulde dich! Sobald ich unterrichtet bin, sollst du alles erfahren.

Mit diesem Bescheide entließ er seine Tochter, verschloß sich in sein Cabinett, und sah niemanden, selbst seine Kinder nicht, die Tischzeit ausgenommen. Hier war er finster, in sich gekehrt, wie von innerer Unruhe gequält. Niemand wagte es, ihn zu befragen; und selbst Julie, die die Veranlassung dieser Stimmung wohl kannte, konnte doch den innern Zusammenhang nicht errathen.

Am Abende des achten Tages, seit Julie wieder zurück gekommen war, trat der Kammerdie-

ner in ihr Zimmer, und rief sie zu ihrem Vater. Mit hochklopfendem Herzen ging sie hinüber; sie sah ihn forschend an, sie wollte in seinen Blicken ihr Schicksal lesen. Feyerlich und ernst hieß er sie neben sich setzen, und nach einer Einleitung, daß es Fälle geben könne, wo Ältern sich durch den Zusammenstoß der Umstände gezwungen sähen, ihren Kindern Fehltritte ihrer eigenen Jugend zu entdecken, und daß es dann den Kindern nicht zukomme, darüber zu richten, fing er an, ihr in schonenden Ausdrücken die Geschichte seines Verhältnisses zur Herzoginn von * * zu erzählen. Diese Fürstinn, fuhr er im Verfolge seiner Erzählung fort, ist dieselbe Frau, die du unter dem Nahmen, Marquise de Nieulange, hast kennen lernen. August lebt — dein Herz hat dich nicht getäuscht; aber die Marquise ist nicht seine Frau, sie ist seine Mutter, und er — ist dein Bruder.

Mein Bruder? wiederhohlte Julie erstarrt und todtenbleich: August mein Bruder?

Du siehst nun den wahren und unerschütterlichen Grund meiner Abneigung, ja meines Entsetzens vor eurer Liebe, vor dieser Verirrung der Natur — dieser —

Der Graf hätte noch lange fortfahren können, Julie würde ihn nicht unterbrochen haben. Sie lag bleich, ohne Bewegung, mit erloschenen Augen auf die Kissen des Kanapeh's zurück gesunken. Als sie sich erhohlt hatte, bath sie ihren Vater um die Erlaubniß, sich entfernen zu dürfen, und erschien erst den folgenden Mittag wieder bey Tische. Sie schwieg von der gestrigen Entdeckung; und so wagte es auch niemand in den ersten Tagen, ihrer zu erwähnen.

Nach und nach, so wie sie sich mehr im Stande fühlte, von einem Gegenstande reden zu hören, dessen leiseste Berührung ihr anfangs unaushaltbare Erschütterungen erregt hatte, erfuhr sie den ganzen Zusammenhang.

Die Herzoginn von ** hatte in jener Zeit ihrer Verbindung mit Winterfels gern eingewilligt, daß das Pfand einer unglücklichen Liebe, bey dem Bruder desselben erzogen würde. Später hin, als der erste Taumel der Leidenschaft vorüber war, und eine genauere Kenntniß von Winterfelsens Charakter ihre Liebe mit der Achtung zugleich erkältete, blieb doch immer eine zärtliche Neigung für ihren Sohn, um so zärtlicher, als der Himmel ihr in ihrer Ehe dieses Glück versagt hatte. Mit der größten Behuthsamkeit

und ohne daß Winterfels es ahnete, mit dem sie jede, auch die entfernteste Verbindung abgebrochen hatte, wußte sie sich immer Nachrichten von Augusts Leben zu verschaffen, und in ihrem freudenlosen Daseyn waren die Fortschritte ihres Sohnes, die Entwickelung seines Charakters, die schönen Hoffnungen, zu denen er berechtigte, ihr einziges Glück. Ungern sah sie ihn aus dem stillen rechtlichen Hause seines Oheims auf den glänzenden Schauplatz, im Hause seines Vaters, versetzt; aber sie mußte geschehen lassen, was sie nicht hindern konnte. Und als bald darauf ihr Gemahl starb, und ihr die Freyheit gab, in der Einsamkeit sich selbst und ihren Gefühlen leben zu können, war es eine süße Beschäftigung für sie, sich Möglichkeiten zu ersinnen, wie sie einst das einzige Wesen, an dem ihr Herz hing, ihren geliebten August, in ihre Nähe bringen, und, ohne ihr wahres Verhältniß zu ihm zu entdecken, das Vergnügen genießen könnte, mit ihm zu leben.

So wie er das Haus seines Vaters wieder verlassen hatte, verdoppelte sie ihre Wachsamkeit über ihn. Sie erfuhr seine unglückliche Leidenschaft für seine unerkannte Schwester, sie

wußte sich auch während des Krieges Nachrichten von ihm zu verschaffen, indem sie sich dem Kriegsschauplatze auf einer vorgeblichen Reise näherte; und die Nachricht von seiner gefährlichen Verwundung traf sie nicht weit von dem Orte, wo die Schlacht vorgefallen war. Wie heftig auch das Mutterherz durch die Gefahr des einzigen Sohnes erschüttert war, fand ihr Geist doch Kraft, sich über dieß Unglück zu erheben, und es, wo möglich, zum Werkzeug eines künftigen, schöneren Daseyns zu machen. August sollte todt seyn — todt für Julien, todt für seinen Vater, dem sie ihn nie recht gegönnt hatte, nur nicht für sie! Sie reis'te an den Ort, wo er sich befand, und wo man eben für sein Aufkommen einige Hoffnung zu schöpfen begann. Sie entdeckte sich dem **schen Generale, der August bereits sehr lieb gewonnen hatte; sie wußte ihn für sich und den unglücklichen Jüngling noch mehr durch die Erzählung ihrer Geschichte zu gewinnen. Eine beträchtliche Summe erkaufte das Stillschweigen und die Mitwirkung des Wundarztes und Spitaldirectors. Unter der ungeheuern Zahl der Blessirten wurde das Schicksal eines Einzigen nicht beachtet; man stellte den Todtenschein aus, der General mel=

dete dem Grafen den Tod seines Neffen, und August wurde, sobald er einige Bewegung vertragen konnte, in das Haus seiner Mutter gebracht.

Noch unbekannt mit seinem wahren Verhältnisse, mit dem, was man über ihn bestimmt hatte, fühlte er sich aus Dankbarkeit und Liebe zu der edlen, wohlthätigen Frau hingezogen, die des fremden Kriegers mit so unermüdeter Sorge pflegte. Als er aber nach und nach genas, als sie ihn im Stande glaubte, eine solche Entdeckung ohne Gefahr auszuhalten, machte sie ihn schonend und langsam mit seinem Schicksale bekannt; und August fand eine nie geahnete Mutter, um die Geliebte seines Herzens auf ewig zu verlieren.

Es fehlte wenig, daß diese Erschütterung ihn in den vorigen gefährlichen Zustand gestürzt hätte. Nur der rastlosen Liebe und Sorge seiner Mutter verdankte er seine Erhaltung; und als er endlich gefaßt genug war, um über sein Schicksal nachzudenken, mußte auch er ihren Entwurf billigen und mit zerrissenem Herzen erkennen, daß durch den Glauben an seinen Tod am besten für Juliens Ruhe gesorgt sey.

Mit Standhaftigkeit und religiöser Fassung ergab er sich in das Unabänderliche; er entsagte Julien und mit ihr dem ganzen Geschlechte, und fand eine Art von Beruhigung darin, seine Zukunft ganz seiner Mutter zu weihen und nur für sie zu leben.

Sie entwarfen nun gemeinschaftlich einen Plan für ihre künftige Existenz. Es ward beschlossen, daß sie, um jede Frage, jeden Verdacht der Neugier zu entfernen, weit von dem Hofe, wo die Herzoginn gelebt, sich in einem fremden Lande, unter dem Nahmen von Emigrirten, ankaufen, und August für den Gemahl der Herzoginn gelten sollte, den sie als Offizier kennen gelernt, und, Trotz des Unterschieds der Jahre, geliebt und geheirathet hatte. Nur zwey Personen aus ihrer Familie wußten um ihr Geheimniß; vor der Welt hieß es, sie sey auf Reisen, und halte sich in Italien auf. Wenn dann einst Winterfels todt, Julie vielleicht längst mit einem Andern glücklich, und jede Spur der Vergangenheit verlöscht seyn würde, wollten sie aus ihrer Verborgenheit hervor treten, und die Herzoginn am Hofe ihrer väterlichen Verwandten die letzten Jahre ihres Lebens zubringen.

So hatten sie sich seit kurzen in der Gegend niedergelassen, in welche der Zufall Julien führte. Ohne zu wissen, wen sie unter ihr Dach aufnahmen, hatte natürliche Gutmüthigkeit sie vermocht, der fremden Dame ihr Schloß anzubiethen. Juliens Nahmen erregte der Herzoginn flüchtigen Schrecken; Mitleid und Mutterliebe zogen sie an die Schwester, an die Geliebte ihres Sohnes, deren Anstand und Betragen sie im ersten Augenblicke angenehm angesprochen hatten. August erfuhr von seiner Mutter, wer sich im Schlosse befand. Er war entschieden, sie nicht zu sehen, aber vorbereitet auf die Rolle, die er zu spielen hatte, wenn ein Zufall sie zusammen führen sollte, als Julie in's Zimmer trat. — Nur der Vortheil, daß er durch seine Mutter bereits unterrichtet war, und die Macht, welche lange Bekanntschaft mit seinem Unglücke und natürliche Standhaftigkeit ihm gaben, machten es ihm möglich, sich in dem Charakter der Fremdheit und Kälte leidlich zu behaupten, den er anzunehmen sich von den Umständen gedrungen sah. Bald aber wurde ihm diese Rolle drückend, gegen über derjenigen, die er allein und ausschließend geliebt hatte, die zu lieben ihm die heiligsten Gesetze verbothen, und in deren

Herzen er ungezweifelt noch mit eben der Stärke als ehemahls herrschte. Er verließ das Zimmer; er erschien den Abend nicht wieder, und konnte sich doch den schmerzlichen Trost nicht versagen, sie am andern Morgen noch ein Mahl zu sehen, und so weit zu begleiten als möglich. Seine innere Bewegung theilte sich ihr mit, seine Standhaftigkeit begann zu wanken; ihr Ausruf, als sie ihn gewiß erkannte, schreckte ihn von ihr hinweg, und ließ ihn marternden Gefühlen zum Raube, die seine mühsam erworbene Ruhe auf lange Zeit störten.

Das war's, was Julie theils aus den Erzählungen ihres Vaters, theils aus einem Briefe der Marquise erfuhr, an welche dieser, in der heftigsten Erschütterung über Juliens Bericht, geschrieben hatte. Ihr Zustand war, seit sie ihr Schicksal ganz kannte, bedauernswürdiger als vorher. Der Gedanke, einen Bruder geliebt zu haben, das Entsetzen vor dieser Leidenschaft, die Strafbarkeit einer ehemahls so schuldlosen Neigung wirkten zerstörend auf ihr Gemüth wie auf ihren Körper, und heftiger als jemahls sehnte sie sich nach der Stille des geliebten Stifts, wo sie allein Heilung ihrer Wunden und Ruhe für ihr Gewissen zu finden hoffte.

Halb und halb hatte Winterfels bereits ihren dringenden Bitten und den Vorstellungen des Arztes nachgegeben, der nur in dieser Erfüllung ihres Wunsches Linderung für ihre Gemüthskrankheit sah, als jener selbst bedenklich krank wurde. In dem Augenblicke gab Julie alle Gedanken an die Reise auf, und widmete sich der Pflege ihres Vaters mit einer Freudigkeit und Anstrengung, die niemand, am wenigsten Winterfels selbst, ihr zugetraut hätte. Sie that mehr, als ihre Kräfte und der Arzt erlaubten; es war, als triebe sie ein innerer Geist, sich den härtesten, den mühsamsten Diensten zu unterziehen, als suche sie in Büßungen Erleichterung einer schweren Schuld, eines obgleich unfreywilligen Verbrechens.

Ihres Vaters Herz öffnete sich erst jetzt recht in Liebe gegen sie, und an der Pforte des Todes erschien ihm so ein neues Glück, ein neues Band an die Welt, die er zu verlassen weder willig noch bereitet war. Dennoch näherte sich der gefürchtete und nie mit Ernst bedachte Zeitpunct allmählich mehr, und endlich so entschieden, daß die Ärzte es nothwendig fanden, den Grafen, um seiner Angelegenheiten willen, davon zu unterrichten. Niemand wagte es, sich diesem Auf-

trage zu unterziehen; denn alle kannten sein Entsetzen vor dem Tode. Endlich übernahm es Julie; und nach manchem peinlichen Auftritte gelang es ihr, seine Gedanken allmählich von diesem Leben auf ein höheres zu richten, und ihn dem unvermeidlichen Augenblicke mit Gelassenheit entgegen sehen zu machen. Er ordnete seine Angelegenheiten und wünschte nur, seine beyden Söhne noch ein Mahl zu sehen; denn auch Carl war seit einem halben Jahr auf Reisen. Julie schauderte bey dem Gedanken, August wieder zu sehen; aber des sterbenden Vaters Gemüth hing mit so viel Sehnsucht an diesem Wunsche, daß sie auch dieß Opfer brachte, an Carl und endlich an August schrieb, und nun mit unendlichem Grauen jeden Tag seine Ankunft erwartete.

Es war an einem düstern Winternachmittage, Julie saß am Bette ihres Vaters, als die Thür sich leise öffnete. Sie blickte hin, August stand im Zimmer. Wer ist es? fragte der Vater, dem die Bettvorhänge den Kommenden verbargen; aber Julie war nicht im Stande zu antworten. Sie war aufgesprungen, als wollte sie entfliehen; ein Blick auf die theure Gestalt fesselte sie an ihre Stelle. Ich

bin's, mein Vater! sagte August. Bey dem Klange der bekannten Stimme streckte ihm der Vater die Arme entgegen. August sank vor dem Bette auf die Knie, und verbarg sein Gesicht, seine strömenden Augen in des Vaters Hände. Auch Juliens Beklemmung löste sich in Thränen auf; er hörte sie weinen, und stand auf. Meine theure Schwester! sagte er mit unterdrückter Stimme, indem er ihr die Hand both; aber sie riß sich von ihm los, und verließ in heftiger Bewegung das Zimmer.

Winterfels hatte Schonung und Mitleid genug für seinen Sohn, um in diesem Augenblicke den Kampf in seiner Brust durch kein unzeitiges Wort zu stören. Erst, nachdem August sich wieder gefaßt, und mit der Bitte um Vergebung seinem Vater genähert hatte, fing dieser an, ohne des jetzigen Auftritts und der ganzen Vergangenheit zu erwähnen, von den Einrichtungen zu sprechen, die sein Tod nothwendig machen würde.

Nach einigen Stunden trat Julie wieder ein, blaß, verweint, still. Sie setzte sich Augusten gegenüber, sie sprach zuweilen ein Wort mit; aber ihr ganzes Benehmen zeigte von der Zerstörung ihres Gemüths. Mit ängstlicher Sorg-

falt wurde alles vermieden, was auch nur von fern die alten Verhältnisse berührte, und in die neuen sich schweigend gefügt. Des Vaters erlöschender Lebensfunke, den die Freude an dem geliebten Sohne noch ein Mahl helle aufgefacht hatte, sank allmählich wieder; und wenige Tage nach Augusts Ankunft starb er in den Armen seiner Kinder, nachdem er Julien eine ansehnliche Summe, die ihr eine völlig unabhängige Existenz sicherte, in seinem Testamente bestimmt hatte.

Die Geschwister blieben nun allein im Trauerhause. Sie fühlten das Peinliche dieser Lage; sie vermieden sich so viel als möglich, und suchten in den Anstalten und Einrichtungen, welche der Tod ihres Vaters verursachte, Beschäftigung und Ablenkung von schmerzlichen Gedanken, bis endlich Carls Ankunft, die einige Tage darauf erfolgte, ihnen Erleichterung gewährte.

Julie hatte gleich nach ihres Vaters Tod an ihre Erzieherinn, Madame Wander, geschrieben und sie gebethen, wenn es ihr möglich wäre, sie auf einige Zeit zu besuchen. Die vielen Geschäfte, welche die Auseinandersetzung des Vermögens machte, die düstere Stimmung nach dem

Tode ihres Vaters dienten ihr zum schicklichen Vorwande; die Furcht, sich mit August allein zu finden, war der wahre Grund. Madame Wander, die ihre Pflegetochter immer zärtlich geliebt hatte, folgte auch diesem Rufe schnell, und traf den Tag nach Carls Ankunft bey Julie ein.

Julie flog mit wehmüthiger Freude in ihre Arme, und vergaß auf einige Augenblicke ihrer Lage; bald aber glaubte sie zu bemerken, daß eine gewisse Spannung in dem Betragen ihrer mütterlichen Freundinn liege, und befragte sie darum. Madame Wander läugnete eine Weile, und lenkte dann das Gespräch — was Julien seltsam dünkte — auf das Legat ihres Vaters, auf die Freuden, welche Stand und Reichthümer gewähren, auf die Nichtigkeit derselben im Gegensatze jener Beruhigungen, die Tugend und Frömmigkeit geben, bis sie endlich dahin kam, Julien zu fragen, ob es ihr wohl schmerzlich seyn würde, durch einen plötzlichen Schlag des Schicksals sich aller dieser Herrlichkeiten beraubt zu sehen. Julie versicherte sie, daß bey ihren Begriffen von Glück und ihren mäßigen Forderungen sie ein solcher Schlag wohl schwer treffen, aber nicht unglücklich machen würde.

Ich will es glauben, antwortete Madame Wander, denn ich kenne deine Denkart. Wenn dich aber kein plötzliches, vom Himmel gesandtes Unglück dieser Güter beraubte, wenn du erführest, daß du dieß alles unrechtmäßig besäßest, und dem wahren Eigenthümer zurück zu geben verbunden wärest?

Meine Mutter! antwortete Julie: Es würde mich befremden, ich gestehe es; indessen würde ich keinen Augenblick anstehen, Gütern zu entsagen, die ich nicht mit Recht besitzen könnte. Aber wozu das alles, liebe Mutter! Wozu diese seltsamen Fragen?

Sie sind nicht so seltsam, als du denkst, mein Kind! Aber ich weiß, wie ich dich erzogen habe; und so darf ich ohne Furcht, dir zu weh zu thun, dich mit der wahren Lage der Dinge bekannt machen.

Bey diesen Worten überlief Julien ein Schauer. Die schreckenden Aufklärungen, die sie schon über ähnliche Puncte erhalten, machten sie erstarren; auch Madame Wander schwieg. Was haben Sie mir zu sagen? hob Julie endlich mit Anstrengung an: Sprechen Sie! Ich bin auf alles gefaßt.

Du hast dich bisher, meine liebe Julie, für eine Gräfinn von Winterfels gehalten. —

Und bin ich's nicht? Bin ich's nicht? rief Julie mit einer Hastigkeit, die Madame Wander erschreckte, weil sie sie in dem Augenblicke ganz falsch deutete.

Höre mich ruhig an, mein Kind, wenn es dir möglich ist, und rechne auf die Liebe deines Bruders! —

Meines Bruders? Welches Bruders? —

Welches Bruders? wiederhohlte Madame Wander erstaunt: Ich denke, du hast nur Einen Bruder, Carl.

Carl? Auf Carls Liebe soll ich rechnen? O meine Mutter, sprechen Sie! Lösen Sie mir das Räthsel!

Ich will es gern, wenn deine Ausrufungen es mir erlauben. Julie faßte sich, und versprach ruhig zu seyn.

Du weißt, liebe Julie, daß die Gräfinn von Winterfels bey der Geburt ihres letzten Kindes starb. Der Graf schickte das Mädchen mit der Amme auf's Land, und ein freundschaftlicher Brief ersuchte uns, während das Kind bey der Amme seyn würde, die Aufsicht über dasselbe zu führen, und es dann in unser Haus aufzu-

nehmen und so zu erziehen, wie wir eine eigene Tochter erziehen würden. Ich war bedeutend krank, als dieser Brief ankam, und nicht im Stande, so wie es mein Mann und ich wünschten, das Kind sogleich in's Haus zu nehmen. Sobald ich aber nur einiger Maßen hergestellt war, drang ich darauf, daß die Bauersfrau sammt dem Kinde zu uns ziehen, und du nicht mehr aus unsern Augen kommen solltest. Während der Zeit war deine Milchschwester, die Tochter der Bauersfrau gestorben. Anne kam mit dir in unser Haus; du wuchsest fröhlich zu unserer Freude heran, und nur ungern trat ich dich, als du dein vierzehntes Jahr erreicht hattest, deinem Vater ab. Ein paar Jahre darauf starb, wie du dich erinnern wirst, die gute Anne; aber vor ihrem Tode vertraute sie dem Pfarrer das Geständniß eines Verbrechens, das sie im Leben oft schwer gedrückt hatte, und von dem sie noch gern, ehe sie vor dem Throne Gottes erschien, Erleichterung und Lossprechung zu erhalten wünschte. Es war nicht ihre Tochter gewesen, die in den ersten Wochen seines Daseyns gestorben war, sondern das schwächliche Kind einer kränkelnden Mutter, das den Keim des Todes schon mit sich auf die Welt gebracht

hatte. Strafbare Liebe für ihr Kind, Hoffnung, ihm ein glänzendes Loos zu verschaffen, Furcht vor des Grafen Zorn, der den Tod seiner Tochter vielleicht einer Vernachlässigung hätte zuschreiben können, alle diese Gründe zusammen, bewogen Annen, ihr eigenes Kind unterzuschieben, und Entsetzen vor den Folgen dieser Entdeckung hatte sie zurück gehalten.

Madam Wander wollte in ihrer Rede fortfahren; aber Julie, welche mit einer steigenden Bewegung das Ende derselben angehört hatte, stieß jetzt einen lauten Schrey aus, und stürzte vor ihrer Pflegemutter nieder. Madame Wander erschrack heftig, sie hatte Julien vorbereitet, sie hatte sie starkmüthig genug geglaubt, um von dem Verluste zeitlicher Güter nicht so vernichtet zu werden, sie rief um Hülfe; man brachte Julien auf ein Kanapeh. Der Ruf von ihrem Unfalle verbreitete sich im Hause, und August stürzte herbey. Er umfing die ohnmächtige Schwester, er nannte sie mit dem zärtlichsten Nahmen; bey der Stimme der Liebe kehrte ihr Bewußtseyn zurück, sie schlug die Augen auf, der erste Blick fiel auf die geliebte Gestalt, die nun in ganz anderen Beziehungen vor ihr stand. Die Freude hemmte noch ihre Sprache; aber mit dem

Ausdrucke des höchsten Entzückens faßte sie seine Hand, und drückte sie an ihre Lippen, an ihr Herz. Bestürzt sah August diesen Ausbruch eines Gefühls, das bis jetzt so strenge verschlossen worden war; sie ahnete, was in ihm vorging, und brachte nun mit Mühe die Worte hervor: August, wir sind nicht Geschwister! August schauderte, er starrte sie wild an: Was sagst du, Julie? Was war das? Sie winkte Madame Wander. Erzählen Sie! sagte sie mit schwacher Stimme: Ich kann nicht.

Madame Wander begann nun ihre Erzählung von Neuem. August hörte in heftiger Bewegung zu, die sich mit jedem Worte vermehrte. Als sie geendet hatte, sank er freudetrunken vor Julie nieder, und beyde brachten in stummem Entzücken Gott die Erstlinge ihres Dankes dar.

Endlich sprang er auf, faßte ihre Hände und rief mit jubelnder Stimme: Nun bist du mein! nun darf ich dich besitzen!

Jetzt war die Reihe an Madame Wander, sich das Räthselhafte dieser Worte erklären zu lassen; und unter dem Siegel des strengsten Geheimnisses vertrauten ihr die glücklichen Liebenden ihre Schicksale, ihre Leiden, ihre jetzige Seligkeit. Madame Wander begriff nun die Unruhe,

in welche ihre Rede Julien gestürzt, und die sie fälschlich für zu große Anhänglichkeit an Reichthum und Hoheit gehalten hatte. Als der erste Taumel der Seligkeit vorüber war, sandte August zu Carl hinüber, um auch ihm diese wichtige Entdeckung mitzutheilen; er kam sogleich, und hörte mit Erstaunen, Unmuth und Freude die seltsame Entwickelung. Nun kann Julie, fuhr Madame Wander fort, das große Legat nicht mehr annehmen, und legt es in die Hände des rechtmäßigen Besitzers zurück. Das ist auch die Ursache, um derentwillen ich endlich ein Geheimniß entdeckt habe, das ich bisher, um nicht ohne Noth und Zank den schönen Frieden einer achtungswürdigen Familie zu stören, die in ihrem Wahne glücklich war, verschwiegen hatte.

Und du sollst meine Schwester nicht mehr seyn? rief Carl jetzt, indem er mit nassen Augen Julien um den Hals fiel: Nein, Julie! Nein, August! das darf nicht seyn! Ich lasse mir meine geliebte Schwester nicht rauben. Hört mich an! Madame Wander ist die einzige Person, die außer uns um das Geheimniß weiß. Lassen wir es nie über diese Grenze schreiten! Die Welt braucht die wahre Lage der Umstände

nicht zu kennen, und sie könnte sie nicht erfahren, ohne sowohl uns, als das Andenken eines geliebten Vaters und eine noch lebende verehrungswürdige Person falschen Auslegungen bloß zu stellen. Mein Vorschlag ist, dem Anscheine nach, alles beym Alten und unter den Formen zu lassen, wie es der Welt bisher erschienen: Julie bleibt meine Schwester, und das Testament meines Vaters in voller Kraft; denn sein Vermächtniß war ja nicht sowohl der Tochter, als der treuen Pflegerinn seines Alters zugedacht. August ist mein Vetter, und von diesem Augenblicke an — er legte Juliens Hand in die ihres Geliebten — dein Verlobter. So übe ich mein Recht als euer Bruder, als Ältester des Hauses aus. Bey diesen Worten sanken Julie und August in seine Arme. Carl umarmte die theuern Verwandten mit Thränen der innigsten Rührung, und Madame Wander erhob bethend die Blicke zum Himmel, und flehte seinen besten Segen auf drey gute Menschen herab.

Der entwendete Schuh.

Der entwendete Schuh.

Ritter Otto von Greiffenstein war der letzte Sprosse eines alten edlen Stammes, der mit ihm zu erlöschen drohte, und aus dieser Ursache lagen ihm seine Oheime und selbst sein Herr, Herzog Leopold der Tugendhafte von Österreich, oft und dringend an, sich zu vermählen. Er war ein reicher und schöner Mann, und bey den Frauen beliebt. Mancher Jungfrau Herz schlug im Stillen für ihn, mancher Anschlag auf seine Hand und sein Vermögen wurde von Ältern oder Verwandten ziemlich offen gemacht, und Frauen, denen die ehelichen Bande jede Hoffnung auf seinen Besitz untersagten, würden sich geschmeichelt, gefühlt haben, wenn der schöne tapfere Ritter von Greiffenstein beym Turnier ihre Farbe siegen gemacht hätte. Auch fehlte es ihm nicht an Verlockungen und verliebten Abenteuern solcher Art; denn man glaube ja nicht, daß in jenen Zeiten eheliche Treue so streng und unbedingt bewahrt wur-

de, wie mancher Verehrer des Mittelalters theils aus Unkunde, theils aus Liebe zum Contrast mit der entarteten Gegenwart, behaupten möchte.

Genug, der Ritter von Greiffenstein glaubte manche Erfahrungen über die Beweglichkeit des weiblichen Sinnes gemacht zu haben, und die Leichtigkeit, womit man ihm zu Liebe, geschworne Treue verletzt hatte, machte ihn scheu und furchtsam, eine Verbindung einzugehen, in der ihm über kurz oder lang etwas Ähnliches widerfahren, und er seinen Gegner und Sieger in einem liebenswürdigern und jüngern Nebenbuhler finden könnte.

So vergingen die Jahre seiner ersten Jünglingsblüthe, und er näherte sich, noch immer unverheirathet, dem Mannsalter, als sein Herr, der Herzog von Österreich, sich nach dem Wunsche Kaisers Friedrich des Ersten mit dem Reste des Kreuzheeres nach Italien auf den Weg machte, dort zu Brundisi überwinterte, von Friedrichs Sohne, dem Römischen König Heinrich, das Kreuzbanner empfing, und sich dann mit seinen Scharen, worunter auch der Ritter von Greiffenstein war, nach Syrien einschiffte.

Es hatten sich viele Italienische Ritter zum Kreuzheere gesellt, die gleiche Begierde, dem furchtbaren Saladin das heilige Grab zu entreiß-

sen, und gleiche Liebe zu kriegerischen Abenteuern beseelte. Unter ihnen war der Neapolitanische Ritter, Guido von Feltri, einer der vorzüglichsten, und im Waffenspiele, wie in der Gunst der Frauen, Otto's vollkommenes Gegenbild. In den Wintermonathen, die das Deutsche Heer zu Neapel und in der Gegend zubrachte, gab es manche Gelegenheit, wo beyde als Nebenbuhler in Schimpf und Ernst auf einander trafen, und so wie der Neapolitaner, der bisher bey Turnieren und Waffenübungen immer der erste unter seinen Landsleuten gewesen war, zu seiner großen Erbitterung in Otto seinen Meister erkennen mußte, so hatte auch schon ein paar Mahl der Deutsche Ritter den Preis im Minnespiel davon getragen, und manche Italienische Dame hatte ohne Bedenken dem gewandten, beredten Landsmanne ihre Gunst entzogen, um sie dem blonden, blauäugigen Barbaren, wie Feltri und seine Mitbürger unter sich die Deutschen nannten, zuzuwenden.

In Guido's Herzen kochten Unmuth und Rache; aber er war klug genug, seinem Nebenbuhler den Triumph nicht zu gönnen, daß er ihm diesen Unmuth gezeigt hätte. Vielmehr verdoppelte er seine Freundlichkeit gegen ihn, und Otto, den keine besondere Vorliebe an den Italiener zog,

konnte doch sich seiner zuvorkommenden Neigung nicht erwehren.

So kam das Kreuzheer in Syrien an. Otto zeichnete sich auch hier bald als einer der Tapfersten aus, und auch hier strebte der Ritter von Feltri vergebens, ihn zu verdunkeln. Sie waren viel beysammen, sie stritten oft Einer an des Andern Seite, und da es zu Otto's großem Erstaunen auch hier im Morgenlande nicht an verliebten Abenteuern fehlte, so wurden sie bey solchen Gelegenheiten bald Vertraute, bald Nebenbuhler, und Guido's heimlicher Haß befestigte sich immer mehr.

Endlich wurde Ptolemais erstürmt. Otto war der Erste auf dem Walle, und pflanzte das Österreichische Banner auf die Trümmer der eroberten Mauer, das kurze Zeit darauf Richard Löwenherz schimpflich herab riß und in den Koth trat, eine That, die den Funken des Zwistes und der Rache in Herzog Leopolds Seele warf, und Richards Gefangenschaft in Österreich veranlaßte und rechtfertigte.

Der Herzog kehrte bald darauf mit den Seinigen zurück. Otto trennte sich in Italien von seinem Begleiter, gegen welchen er eine gewisse Scheu, die ihn, wie eine geheime Stimme, zu

warnen schien, nie überwinden konnte. Der Herzog ging nach Wien, Otto auf seine einsame Burg am Donauufer, deren Trümmer noch jetzt von ihrer Felsenhöhe über den Strom hinschauen. Sein Unglauben an weibliche Treue und seine Abneigung vor einer Heirath waren durch diesen Feldzug nicht geringer geworden; die zuvorkommenden Gefälligkeiten der Italienerinnen, noch mehr aber die verwegnen Leidenschaften der Saracenischen Weiber, denen weder die strenge Zucht des Harems, noch die Gefahren, welche dort Verbindungen dieser Art drohen, genugsame Schranken anlegen konnten, hatten seine böse Meinung von dem andern Geschlechte noch vermehrt, und er beschloß, was auch seine Verwandten sagen mochten, lieber seinen Stamm aussterben zu sehen, als das Spielwerk eines treulosen Weibes zu werden.

Da lebte er nun einsam und entfernt von allem Umgange. Die Jagd war seine einzige Zerstreuung, sein Burgcaplan der einzige Mensch, mit dem er sich zuweilen unterreden konnte. In den stillen langen Abenden des Winters, wenn der Sturm die hohe Burg umsauste und der hallende Strom an den Felsen tobte, saß er mit Pater Bruno zusammen am Tische, auf dem Becher

mit vaterländischem Weine blinkten, rief die Bilder der Schlachten und des bewegten Lebens im Felde hervor, und fühlte mit Unmuth den Abstand zwischen Damahls und Jetzt, und den lebhaften Wunsch, daß bald wieder eine Fehde ihn der öden Einförmigkeit seiner Lebensart entziehen möchte. Zuweilen brachte dann wohl Pater Bruno das Gespräch auf den Ehestand, und meinte, der Ritter würde die Last der Einsamkeit nicht so empfinden, wenn ein hübsches Weib in diesen leeren Gemächern freundlich und häuslich schalten, und liebliche Kinder die öden Hallen mit Scherz und Spiel beleben würden; aber der Ritter antwortete nur mit einem ernsten Kopfschütteln, und meinte, der gute Pater kenne die Welt und die Weiber nicht, sonst würde er wohl anders reden.

Endlich war der lange düstere Winter vorüber, die Eisdecke der Donau zerborst vor den Strahlen der Frühlingssonne, das Eis rann langsam den Strom hinab, das Gras fing an in den Auen zu sprießen, und so wie es nur möglich war, auf Bergen und Feldern zu wandeln, trieb es auch den Ritter von Greiffenstein hinaus in's Freye zu seiner liebsten Beschäftigung, der Jagd.

Eines Tages zog ihn die Begierde, einen jun=

gen Hirsch zu erlegen, der vor ihm von Busch zu Busch floh, immer weiter und weiter von seinem Rückwege ab, und er befand sich, als die Sonne hinter den Gebirgen hinabsank, in einem engen Thale, das, überall von waldigen Bergen umschlossen, ihm keinen Ausgang zeigte. Der Hirsch war im Gestripp verschwunden — der Ritter blickte aufwärts zum Himmel. Schon trat der Abendstern am duftigen Blau hervor — kein Pfad zeigte sich, nur tief unten brauste ein wilder Gießbach, der, angeschwollen von dem Schnee des Gebirgs, durch die Schlucht hinaus tobte. Er stieg hinab bis zu dem Wasser, und folgte seinem Lauf, in der Hoffnung, daß er ihn in's Freye hinaus führen sollte; aber das Thal krümmte sich in endlosen Biegungen, es wurde dunkler und dunkler, es zeigte sich kein Dorf, kein Haus. Jetzt war die Nacht eingebrochen, und nun schimmerte durch die Baumstämme von der andern Seite des Thals ein fernes Licht herüber. Der Ritter eilte darauf zu, aber er mußte den Gießbach durchwaten, um dahin zu gelangen. Durchnäßt und vor Kälte zitternd, erreichte er endlich ein einsames Haus und mit ihm zugleich das Ende des Thals, das sich hier gegen den Strom zu öffnete. Das Häuschen lag am Fuße des Hügels, und das Licht glänz-

te freundlich aus dem Fenster in die tiefe dunkle Nacht hinaus. Otto pochte an die Thür. Nach einer Weile, während er ein leises Flistern darin hörte, wurde sie geöffnet, und ein alter Mann leuchtete mit einem Lichte forschend dem späten Besucher in die Augen. Über seine Schulter schaute eine halbbejahrte Frau, und im Hintergrunde des dunklen Hausganges sah der Ritter noch eine dritte Gestalt sich regen. Otto's Mienen und Anstand verscheuchten das Mißtrauen, seine triefenden Kleider sprachen die Theilnahme an; nach ein paar Fragen, woher und wohin? nahm der Alte seinen Gast bey der Hand und führte ihn in eine geräumige Stube, wo milde Wärme, vom bunt bebilderten Ofen her, das Gemach erfüllte, und in ihm und in dem Ansehen des ganzen Hauses und seiner Bewohner das Gefühl freundlichen Zuhauseseyns den Ritter umfing. Der Alte setzte das Licht auf den Tisch, und jetzt erkannte Otto auch die dritte Gestalt, die ihnen gefolgt war, eine bildschöne Jungfrau, in der Blüthe der Jahre, hoch und schlank gewachsen, aber blassen Angesichts, und in den blauen Augen den Ausdruck stillen Kummers. Es war die Tochter der beyden Alten. Sie grüßte den Ritter sittsam, ergriff ihr Spinnrad, das am Tische stand, wor=

auf ein aufgeschlagenes Buch zeigte, das der Alte seiner Familie vorgelesen haben mochte, und wollte sich damit entfernen; aber die Mutter flisterte ihr ein paar Worte in's Ohr. Blanka, so hörte Otto das Mädchen rufen, setzte das Spinnrad in den Winkel und folgte der Mutter aus dem Zimmer. Des Ritters Blicke folgten ihr staunend und blieben an der Thür haften, hinter der die letzte Falte ihres Gewandes verschwunden war. Er hatte viele, weit schönere, blühendere Frauengestalten gesehen; den Ausdruck dieser Augen, dieses ganzen Wesens hatte er noch nie gefunden. Die Mutter kam bald mit einer Pelzhaube und dem Sonntagsrocke ihres Mannes zurück. Der Alte war dem Fremden, der sich für einen Edelknecht vom Schlosse Greiffenstein ausgab, behülflich, die nassen Kleider mit trockenen zu vertauschen. Die Frau hing des Ritters Jagdkleid an den Ofen und verließ das Zimmer wieder. Zwischen den beyden Männern erhob sich ein Gespräch, das Otto belehrte, sein Wirth sey der jüngere Sohn einer Nebenlinie der Herren von Küenring ohne Vermögen und Aussichten gewesen. Liebe zu Abenteuern und der Wunsch, sein Glück zu machen, hätten ihn zuerst im Abendlande herum, dann nach Palästina getrieben; aber

alles, was er erworben und in spätern Jahren mit seiner Frau erheirathet, reiche kaum hin, sie auf diesem kleinen Gütchen zu ernähren, und daher hätten sie schon längst ihre Tochter zum Kloster bestimmt. Das sey ja der anständigste und auch Gott gefälligste Weg, auf dem ein armes Fräulein sein Fortkommen in der Welt suchen könne.

Und ist eure Tochter mit dieser Bestimmung zufrieden?

Warum nicht, edler Herr? antwortete der Alte. Mein Mädchen ist sittsam und still erzogen, und ich weiß gewiß, daß noch keine weltlichen Liebesgedanken ihr Herz vom Himmel abgewendet haben.

Das schien dem Ritter nicht recht glaublich. Er sah noch die Gestalt der Jungfrau vor sich, den müden Blick der großen, blauen Augen, die sich langsam und sehnend erhoben, die Blässe der Wangen und die stolze Haltung zugleich, die so gar nichts von klösterlicher Unterwürfigkeit an sich hatte; doch schwieg er, und sprach weiter über gleichgültige Dinge. Aber sein Auge vermochte er nicht von der Thür abzuwenden; und so oft diese sich öffnete, fühlte er eine Regung des Vergnügens und der Erwartung in sich. Es war immer nicht Blanka, es war entweder die Mutter,

welche Geschäfte im Zimmer hatte, oder eine alte Magd, die das Speisegeräth herein trug, und zum Abendessen den Tisch deckte.

Endlich erschien dieses und mit ihm Blanka. Die Mutter brachte die rauchende Schüssel, Blanka setzte einen Krug mit Wein auf den Tisch. Die Art, wie sie das that, adelte das dienende Geschäft. Der Alte stand auf und bethete mit abgenommener Mütze das Tischgebeth; auch Otto entblößte ehrerbiethig das Haupt, die reichen blonden Locken rollten auf die Schultern nieder. Ein flüchtiger Blick der Jungfrau streifte an ihm hinauf, sank dann auf die gefalteten Hände, und hoher Purpur überzog auf einen Augenblick ihr blasses Gesicht. Man setzte sich. Die Alten bemühten sich, den Gast zu unterhalten; Blanka hatte noch kein Wort gesprochen. Ihr Auge haftete unverwandt auf dem Teller, von dem sie nur wenige Bissen genoß. Alles das bemerkte Otto sehr wohl, aber so gern er sie in's Gespräch gezogen hätte, so fühlte er doch zum ersten Mahl in seinem Leben, daß es ihm an Muth gebrach, dieses ernste düstere Schweigen zu stören, und da auch die Alten nicht mit ihr sprachen, so fiel auf Ein Mahl der Gedanke: Wie, wenn dieß schöne Bild stumm wäre? Wenn ihr Kummer von diesem Un=

glück herrührte, und der Vater darum die Unglückselige in den Mauern eines Klosters zu bergen wünschte? brennend auf sein Herz. Von nun an betrachtete er sie mit zarter inniger Theilnahme, und glaubte in mancher ihrer Bewegungen einen Beweis seiner Vermuthung zu finden.

Blanka entfernte sich früh. Die Mutter führte den Gast in ein Zimmer des obern Geschosses, das zum Empfang von Fremden reinlich und bequem zugerichtet war, und verließ ihn unter freundlichem Anwünschen eines ruhigen Schlummers. Aber der Zweifel, ob die schöne blasse Jungfrau stumm oder unglücklich sey, und was die Quelle ihres Kummers seyn möchte, scheuchte eine Weile den Schlaf von seinen Augen, und der allernatürlichste Gedanke, daß eine unglückliche Liebe im Streit mit ihrer Bestimmung zum Kloster und nicht ein Naturfehler sie schweigend und düster mache, hatte etwas so Unangenehmes für ihn, daß ihm vorkam, er könnte sie mit viel mehr Theilnahme betrachten, wenn sie wirklich stumm wäre.

Am andern Tage ging er zu seinen freundlichen Wirthen hinab, ihnen für ihre Gastfreyheit zu danken und sich zu beurlauben, und fand die Familie bereits beysammen. Der Alte schüttelte ihm treuherzig die Hand, das Mütterchen bath ihn

freundlich, sie wieder zu besuchen, und nun stand er vor Blanka, sie scheu und lange anblickend — ob sie reden, ob sie ihm nur bedeutsame Zeichen machen würde. Aber sie öffnete den fein gespaltenen Mund, und sagte mit wohlklingender Stimme: Gott geleite euch, edler Herr, und gebe euch seinen Segen! Otto war verlegen, froh und mißmuthig zugleich; ihm war es lieb und leid, sie sprechen zu hören. Seyd bedankt, mein Fräulein, sagte er, nachdem er sich gefaßt hatte, und möchtet auch ihr so glücklich seyn, als mein Herz es euch wünscht! Blanka verneigte sich und unterdrückte einen Seufzer. Der Ritter ging.

Zurück auf sein Schloß gekehrt erschien ihm bald die ganze Begebenheit in einem andern Lichte, und er schalt sich selbst einen Thoren, daß er, der die Welt und die Weiber so gut kenne, sich von einem Paar schmachtender Augen und einem etwas seltsamen Zusammentreffen habe also äffen lassen. Was wird es weiter seyn? Diese Blanka ist ein Weib, wie alle andern, aus Leichtsinn und Eitelkeit zusammen gesetzt; darum sagt sie der Welt ungern Lebewohl. Das ist die Ursache ihrer Traurigkeit. Das Übrige sind Grillen meines verbrannten Gehirns gewesen. Aber wenigstens soll sie nie erfahren, daß ich der Ritter von

Greiffenstein bin; sonst seh' ich das alte Spiel wieder erneuert, das mir schon so oft das ganze Geschlecht verleidet hat. Er nahm sich vor, nicht wieder in das Haus am Donauufer zu gehn.

Acht Tage waren in mannigfacher Abwechslung vergangen; denn einige Freunde des Ritters hatten ihn von Wien aus besucht, und Jagden und Trinkgelage hatten die Zeit verscheucht. Die Gäste waren abgezogen. Otto fühlte sich wieder einsam, er ging wieder allein auf die Jagd, er überließ sich seinen Gedanken, und stand nach ein paar Stunden vor dem Haus am Donauufer. Er erschrak beynahe, als er es erblickte, er wollte nicht hinein gehen, sondern wandelte das Haus vorbey, einem Fußpfad zwischen blühenden Gesträuchen nach, der an's Wasser führte. Etwas Weißes, das durch die Büsche blickte, leitete seine Schritte; er trat vor, und Blanka sprang erschrocken und hoch erröthend von einer Bank auf, auf der sie spinnend gesessen hatte. Verzeiht, mein Fräulein! sagte Otto: Ich suche euern Herrn Vater.

Er ist nach Wien hinab, und kommt heute nicht wieder. Ist es euch aber gefällig, meiner Mutter euern Auftrag an ihn zu geben? Sie wies mit der Hand gegen das Haus, indem sie

sich verneigte. Das verdroß Otto; er dankte leicht hin und wandte sich. Des Mädchens stolze Kälte war ihm neu. Ich will doch sehen, ob sie nicht wenigstens höflich seyn kann, dachte er, kehrte um, und unter dem Vorwand, sich um den Weg nach einem nahen Dorfe zu erkundigen, begann er ein Gespräch. Blanka antwortete bescheiden und freundlich. Alles, was sie sagte, trug das Gepräge eines ernsten Geistes; aber es kam Otto vor, als ob er so viel Ernst noch nie mit so viel Anmuth vereint gesehen hätte. Die Sonne sank auf die Berge hinter ihnen und flammte über das Wasser hin, als Blanka, sich mit Geschäften entschuldigend, aufstand. Otto begleitete sie bis an ihre Hausthür, und erreichte gedankenvoll erst mit der sinkenden Nacht sein Schloß.

Nein! sie soll nicht wissen, wer ich bin, sagte er heut wieder, ohne den gehässigen Zusatz von neulich beyzufügen.

Er sprach mit Pater Bruno über das Haus am Donauufer. Der gute Mönch kannte die Familie: Mein Gott! Es sind wahre Ehrenleute, aber blutarm. Die Tochter ist ein braves Mädchen, sie opfert sich für ihre Ältern, und geht in's Kloster, um ihnen nicht länger zur Last zu fallen.

Sie geht ungern?

Der Geistliche zuckte die Achseln: Sie ist jung —

Und verliebt? fiel Otto hastig ein.

Ich glaube kaum, antwortete Bruno: Aber sie hat einen entschiedenen Widerwillen gegen das Klosterleben, und der Mangel an Beruf ist es, was sie ängstigt, indem er sie um ihr Seelenheil besorgt macht.

Otto wurde nachdenkend. Er ging jetzt sehr oft zu dem alten Küenring. Was er von Blanka gehört hatte, vermehrte seine Achtung und Theilnahme. Er versuchte es, sich ihr zu nähern; sie wich ihm aus, nicht mit Ziererey oder Stolz, sondern mit einer Art von Schwermuth, die immer zunahm. Es kam ihm sogar vor, als fände er sie jedes Mahl blässer, und jedes Mahl fühlte er sich mit sanfterer Regung zu ihr gezogen. So war ihm noch kein Weib vorgekommen, so hatte sich keine gegen ihn betragen; dennoch glaubte er manchmahl, wenn sich Blanka unbemerkt meinte, ihr düsteres Auge heimlich auf ihm ruhen zu sehen. Je ungewisser ihm alles das blieb, je tiefer war der Eindruck, je anhaltender die Beschäftigung seiner Gedanken mit ihr.

Er hatte bisher noch immer für einen Edelknecht im Schlosse Greiffenstein, von adeligem,

aber unbemitteltem Hause gegolten; die Ältern behandelten ihn nach dieser Ansicht. Einst aber, als durch einen Zufall der Ritter sich einen Augenblick allein mit Blanka befand, stand diese von der Arbeit auf, und trat zu ihm, was sie sonst nie gethan hatte. Es ist nicht freundlich von euch, gnädiger Herr, sagte sie mit Ernst und Wehmuth, daß ihr uns die Wahrheit verborgen, und so lange mit unserer Unwissenheit euern Spott getrieben habt.

Otto sah sie erstaunt an.

Ihr seyd nicht der, für den ihr euch ausgegeben, und unsre arme Hütte und unsre ganze eingeschränkte Lebensweise ist keineswegs passend und anständig für den reichen und mächtigen Ritter von Greiffenstein.

Otto erröthete. Er wollte etwas sagen, das halb Entschuldigung, halb Läugnen seyn sollte.

Treibt euern Scherz nicht weiter, gnädiger Herr! fuhr Blanka mit düsterem Blicke fort: Ein Zufall hat mir gestern euern wahren Stand entdeckt. Noch wissen meine Ältern nichts. Es wird und kann nicht verborgen bleiben, wohin und zu wem der Ritter von Greiffenstein öfters geht. — Wenn ihr wirklich Achtung und Freundschaft, wie ihr so oft sagt, für meine Ältern habt, so gewährt

ihnen zu Liebe der Tochter eine Bitte! Verspart eure gütigen Besuche, die meinen Vater wirklich ehren und freuen, bis nach Mariä Himmelfahrt!

Und warum eben bis dahin?

Es ist die Zeit, wo meine Ältern allein seyn werden, wo ein freundlicher Besuch, eine trauliche Ansprache ihnen Bedürfniß werden wird, erwiederte die Jungfrau. Ihr trübes Auge senkte sich zu Boden, und sie hielt einen tiefen Seufzer, der ihre Brust erleichtern sollte, mit Gewalt zurück.

Otto fühlte sich gerührt, beschämt. — Wie ihr wollt, und was ihr wollt, mein Fräulein, erwiederte er, und stand mit gesenktem Haupt vor ihr.

Ich danke euch, Herr von Greiffenstein, antwortete Blanka sehr freundlich. Otto blickte empor. Ein wunderbarer Ausdruck von Milde und Schmerz lag in ihren Zügen. — Ich werde euer Geheimniß treu bewahren.

Wenn ich denn von euch scheiden soll, so reicht mir ein einziges Mahl zum Lebewohl eure Hand! Blanka that es — sie zitterte — Otto drückte einen leisen, ehrerbiethigen Kuß darauf: Lebt wohl, Fräulein! Gott stärke euch in eurem künftigen Stande und denkt meiner in eurem Gebethe!

Die Mutter trat jetzt herein; — Blanka ging an die Arbeit. — Otto war froh, daß die geschwätzige Matrone seine Zerstreuung und Verstimmung nicht bemerkte. Seine Blicke suchten zuweilen Blanka; er glaubte sie weinen zu sehen. Das Schicksal, das ihr bevor stand, die Würde, mit der sie ihm entgegen ging, regten sein Herz in inniger Theilnahme für sie auf, und der edle Stolz, mit dem sie ihn behandelte, reizte ihn unwillkürlich, indem er ihn zu kränken schien. Er gehorchte ihrem Wunsche, er bereitete den Alten mit einer kleinen Erfindung auf eine längere Abwesenheit vor, und hoffte, Blanka beym Scheiden noch ein Wort sagen zu können; aber sie verließ, so wie er jene Versicherung gegeben, das Zimmer, und erschien nicht wieder.

Das schmerzte den Ritter. Für seine Ergebenheit, mit der er ihrem harten Gebothe Folge geleistet, glaubte er mit Recht, Dank verdient zu haben. Er ging mißmuthig und niedergeschlagen.

Zu Hause ließ er den Pater Bruno rufen, und überlegte mit ihm, ob dieser Familie nicht auf eine gute Art zu helfen sey, ob man den Vater nicht unbekannter Weise unterstützen, seine Lage erleichtern könne, damit er nicht gezwungen

würde, seine Tochter im Kloster zu versorgen. Bruno bewies seinem Gebiether, daß der Stolz des alten Küenring allen diesen Planen unübersteigliche Hindernisse in den Weg legen würde. Otto mußte sich bescheiden; aber der Gedanke, diese Familie zu beglücken, und eine gute Tochter vor dem Opfer ihres zeitlichen und vielleicht ewigen Heils zu bewahren, begleitete ihn beständig.

Er war seit jenem Versprechen nicht mehr zu Küenring gegangen, er wollte es auch als redlicher Mann halten; aber er konnte sich's nicht versagen, auf der Jagd in der Gegend des Hauses zu streifen, oder auf die Donauinseln überzusetzen, von welchen aus man die kleine Besitzung deutlich übersehen, ja in hellen Tagen selbst die Menschen, die um das Haus wandelten, unterscheiden konnte. Wie oft glaubte er da nicht Blanka am Ufer in den Büschen sitzen zu sehen, wo er sie vor einigen Wochen gefunden! Er glaubte ihre tiefsinnige Stellung genau zu unterscheiden, und er konnte lange, lange da stehen und mit unverwandten Blicken die Gestalt betrachten, und sich ihre geheime Trauer und den Edelmuth, mit dem sie sie vor ihren Ältern verbarg, vorstellen.

Der Sommer war indeß vorgerückt, und nur

ein paar Wochen fehlten noch bis auf Mariä Himmelfahrt. In der Gegend wurde von der nahen Einkleidung des Fräuleins gesprochen; man freute sich darauf, sie als geistliche Braut in ihrem Staat zu sehen, ehe sie nach Wien in's Kloster geführt werden würde. Bey jeder solchen Erzählung war es, als stieße etwas dem Ritter einen Stachel in's Herz. Er machte sich Vorwürfe, daß er so gleichgültig dem Untergange des edelsten Geschöpfes zusähe, er dachte an seine Reichthümer, er überlegte auf's Neue mit Pater Bruno, er sann selbst nach; es ließ sich nichts erdenken, das mit Küenrings ritterlicher Ehre vereinbar gewesen wäre, und der bestimmte Tag kam immer näher heran.

Otto war jetzt schon einigemahl auf der Donauinsel gewesen, ohne die bekannte Gestalt in den Büschen gesehen zu haben, und er kam eines Abends so mißmuthig auf die Burg zurück, daß seine Leute ihren sonst so gütigen, freundlichen Gebiether gar nicht wieder erkannten. In der Nacht, wie er sich schlaflos auf dem Bette warf, hörte er am äußern Schloßthor pochen. Er horchte — es wurde geöffnet, es wurde geflistert, gegangen, und endlich kam es über den Gang, der vor seinem Zimmer vorbey zu Pater Bruno's

Zelle führte. Eine ängstliche Ahnung trieb Otto empor, er riß die Thür auf: Was gibt's so spät in der Nacht? Es war sein alter treuer Knappe Franz: Vergebt, gestrenger Herr, es ist eine Bothschaft draußen; Pater Bruno soll zu einer schwer Kranken kommen. Wer ist krank? rief Otto, und kalter Schauer überlief ihn. »Die Tochter des alten Ritters da unten an der Donau; sie siecht schon ein paar Wochen, und ist gestern plötzlich recht schlecht geworden.« Otto taumelte, er mußte sich am Thürpfosten halten. Der Knappe ging an Bruno's Thür; er weckte den Alten, und bald darauf trat dieser, angezogen und mit dem allerheiligsten Viaticum auf der Brust, auf den Gang heraus. Nehmt mich mit, Pater Bruno! rief Otto, stürzte auf den Greis zu, und faßte seine Hand mit wilder Heftigkeit: Ich muß sie noch Ein Mahl sehen, sie soll nicht sterben ohne mich, sie muß wissen, wie sehr ich sie geliebt habe!

Gnädiger Herr! sagte der Pater voll Erstaunen: Was hör' ich? »O frage nicht lange, Alter! Sie ist in Gefahr, sie ringt vielleicht mit dem Tode. Fort, fort!«

Aber, gnädiger Herr, bedenkt die Nacht, die Lage der Kranken, euern Stand —

Mag seyn, wie es will! Ich gehe mit dir! Davon bringt mich keine Macht der Welt ab.

Pater Bruno versuchte noch einige Vorstellungen. Die wilde Verzweiflung seines Herrn, manches früher Gesprochene, das dem Geistlichen jetzt wieder einfiel, endlich Otto's Klagen, seine Thränen, eine nie erhörte Erscheinung in dem starken Manne, überwältigten den guten Mönch. Nun, in Gottes Nahmen! sagte er: So zieht euch an, gnädiger Herr, und geht mit mir! Gott wird alles zum Besten fügen; ich erkenne seinen heiligen Finger in diesem Ereigniß. In wenig Secunden war Otto bey dem Geistlichen. Zwey Pferde wurden vorgeführt; sie stiegen auf, und Bruno hatte alle Beredsamkeit nöthig, um Otto's Gemüth nur in eine leidliche Verfassung zu bringen.

So langten sie bey dem Hause an. Otto zitterte wie im Fieber; der Mönch mußte ihm vom Pferde helfen, dann hieß er ihn vor der Thür warten, und ging in's Haus. Otto hörte die klagende Stimme der Mutter, er hörte den sanften Zuspruch des Geistlichen. Blanka's Stimme zu vernehmen war ihm nicht möglich, und der Gedanke: Sie ist schon todt, du siehst sie nie wieder! ergriff ihn mit furchtbarer Gewalt. In diesem Zustande verging eine lange, lange Zeit.

Endlich öffnete sich die Thür. Lebt sie? rief der Ritter dem Heraustretenden zu. Sie lebt, antwortete der Vater: sie hat eingewilligt, Euch zu sehen. Otto sank in des Greisen Arme. Er weinte wie ein Kind. Küenring, selbst tief erschüttert, ermahnte ihn, sich zu fassen, um durch seine Bewegung der Kranken nicht zu schaden, und so führte er ihn in die Stube. Eine Lampe, vom Gesimse herabhängend, beleuchtete die Scene. Blanka, schneeweiß gekleidet und bleich, saß, von der Mutter unterstützt, im Bette, und streckte schweigend dem Ritter die Hand entgegen. Auch er konnte nicht reden; er ergriff mit bebender Rechte ihre dargebothene Hand, und ließ sich schweigend auf die Knie vor ihr nieder. Alles war still — man hörte die Schläge der tief bewegten Herzen. Otto sank mit dem Gesichte auf Blanka's Hand; sie fühlte seine Thränen und fing laut an zu schluchzen. Jetzt richtete Otto sich empor. Blanka! rief er: Weine nicht! — stirb nicht! — o bleib für mich in der Welt! — Blanka sah ihn staunend an: Für euch, Herr von Greiffenstein? »Ja, für mich, ich kann nicht leben ohne dich!« O mein Gott! Mein Gott! rief Blanka: Ist es möglich? Ihr liebt mich? Ich liebe dich, Blanka, sagte Otto: Ich liebte dich seit dem ersten Tage, wo

ich dich sah; aber ich wurde mir es erst bewußt, seit ich für dein Leben zu zittern habe. Gott wird dich mir erhalten, ich hoffe es, und dann — er stand auf und ergriff des Vaters Hand: Nicht wahr, Vater, ihr versagt sie mir nicht? Ich bin der Ritter von Greiffenstein, euch ebenbürtig, im Stande, euer Kind zu versorgen, und des besten Willens, es glücklich zu machen. Der alte Ritter war stumm vor Erstaunen und vor Freude; aber er legte Blanka's Hand in die des Herrn von Greiffenstein, und Thränen rollten über seine Wangen. Nun zog Otto einen kostbaren Ring vom Finger, steckte ihn an Blanka's Hand und sagte: Meine Braut — und sobald du genesen bist, mein treues, geliebtes Weib! Blanka sah ihn weinend an, nahm seine Hand und legte sie auf ihr Herz, ohne zu sprechen. Die Mutter wollte, daß Otto sich entferne, weil sie fürchtete, der Auftritt möchte die Kranke zu sehr angreifen; aber Blanka zog heftig die Hand des Ritters an sich, und rief: Mutter, wenn ihr nicht wollt, daß ich sterbe, so laßt ihn hier! Alle waren gerührt, vorzüglich Otto, der keinen Gedanken davon hatte, daß er Blanka eben so werth sey, als sie ihm. Er bath also, ihm zu erlauben, daß er bleiben dürfe, und versprach, recht stille zu seyn. Dann setzte er sich

hin, seiner Braut gegenüber, hielt ihre Hände in der seinigen, und ließ nur seine Augen sich mit ihren Augen unterreden, bis sich ihr Gemüth völlig beruhigt hatte, und sie mit dem Gedanken ihres unverhofften Glückes vertrauter geworden war.

Sie erhohlte sich nun bald zur unaussprechlichen Freude des Ritters und ihrer Ältern. An seinem Arme verließ sie zum ersten Mahl die Hütte wieder; mit ihm saß sie in dem Busch am Donauufer, wo er sie oft zu sehen geglaubt hatte, und hier öffneten sich erst ihre Herzen gegen einander und sie gestanden sich, wie sie sich beyde vom ersten Augenblicke an so werth gewesen, wie den Ritter das Verlangen, sie zu sehen, so oft zu ihrem Vater geführt, wie schmerzlich ihm ihr Geboth, nicht mehr zu kommen, gewesen, und wie Blanka, die immer ungern den Schleyer genommen hatte, nun, nachdem sie ihn kennen gelernt, ein Raub stiller Verzweiflung geworden, wie sie ihn deßwegen gebethen, nicht mehr zu kommen, um sich ihren Kampf nicht zu erschweren, und wie es ihr Herz in stiller Freude und Schmerz gerührt, wenn sie ihn, den sie nur zu wohl erkannt, täglich auf der Donauinsel erblickt habe.

Nach wenig Wochen, während welcher der

Ritter die glänzendsten Anstalten zu seinem Hochzeitfeste gemacht hatte, führte er die schöne Braut — nicht mehr des Himmels, sondern seiner Liebe, zum Erstaunen und zur Freude der ganzen Gegend auf seine Burg. Greiffenstein war durch acht Tage der Sitz des Vergnügens, der Pracht und Herrlichkeit; alle benachbarten Edelleute, viele Vornehme vom Hofe des Herzogs waren gebethen, und ihn selbst hielt bloß eine Aufmahnung Kaiser Heinrichs zu einem Reichstage ab, den Ehrentag seines werthgeschätzten Lehensmannes mit seiner fürstlichen Gegenwart zu verherrlichen.

Die Feste waren zu Ende, die Gäste verloren sich, auf Greiffenstein wurde es stille; aber in den Herzen der beyden Vermählten begann erst das rechte Leben. Otto lernte täglich neue gute Eigenschaften an seiner schönen und tugendhaften Gemahlinn kennen, und er wurde ihr durch seinen geraden Sinn, seine feste Treue und seinen männlichen Muth immer theurer. Aber wohl auch wurde sie seines Hanges zu gränzenloser Eifersucht und seines Mißtrauens in weibliche Tugend und Treue gewahr, obgleich er dieß vorsichtig vor ihr zu verbergen strebte.

Es konnte nicht fehlen, daß Blanka's Schönheit, durch fröhlich blühende Gesundheit und kost-

baren Schmuck erhoben, wie er der Frau des reichen Ritters von Greiffenstein ziemte, die Augen vieler jungen und alten Herren schon beym Hochzeitfeste auf sich zog. Jetzt aber verbreitete sich der Ruf umher in der Gegend und in Wien, als die Herren wieder in ihre Häuser zurück kamen, welch eine wunderschöne und zugleich kluge und sittsame Gattinn der Herr von Greiffenstein auf seine Burg geführt habe; und nun fiel es bald einem, bald dem andern ein, daß er ein Geschäft mit Herrn Otto habe, oder daß er ihn doch wieder besuchen müsse, und die sonst einsame Burg wurde nun niemahls ganz von Fremden leer, so daß Otto es sich leicht an den Fingern herrechnen konnte, wem er alle diese Freundschaftsbezeigungen zu danken habe, und sein eifersüchtiger Hang dadurch immer rege erhalten wurde.

Indessen fehlte es an jeder gültigen Veranlassung zum Ausbruch desselben. Blanka's Betragen war so vorsichtig und tadellos, ihre Liebe zu ihrem Gemahl so treu, daß dieser es nicht über sein Herz bringen konnte, sie auch nur mit einem ahnenden Worte oder Blicke zu betrüben; vielmehr verschloß er immer strenger und aufmerksamer seine Besorgnisse in sein Innerstes, und zeigte der schuldlosen Gattinn ein immer heiteres Ge-

sicht, während tausend Qualen seine Seele marterten.

Aber Blanka hätte ihren Gemahl nicht so zart und innig lieben müssen, wie sie that, wenn sie nicht, ungeachtet der Mühe, die er sich gab, unbefangen zu scheinen, hätte bemerken sollen, daß sein Herz von irgend einem schweren Anliegen gedrückt werde. Sie drang deßhalb in ihn; aber er blieb standhaft dabey, daß ihm nichts fehle, ja ihre Sorge um ihn rührte ihn noch mehr, und bestärkte ihn in dem Gedanken, sie ja durch seinen Argwohn nicht zu kränken. Um diese Zeit beschied ein Geboth des Herzogs den Ritter nach Wien, und er mußte sich zu einer Abwesenheit von drey bis vier Wochen von seiner Gemahlinn bereiten.

Diese Nachricht in einer Zeit, wo Blanka immer von dem einen oder andern jungen Fant umschwärmt war, der es zwar nicht wagte, auch nur von fern etwas, das einer Bewerbung ähnelte, zu zeigen, aber, trotz der wenigen Aufmunterung, die ihm von Herr und Frau auf der Burg ward, dennoch seine Besuche nicht einstellte, war für Otto ein Donnerschlag, und alles, was er in frühern Jahren selbst erfahren oder gewagt, alle Leichtigkeit, mit der man ihm ent-

gegen gekommen war, alle Ränke und Künste, die er hatte anwenden sehen, um weibliche Treue zu erschüttern, alles, was man in seiner Abwesenheit wagen und unternehmen könnte, erschien nun mit den schrecklichsten Farben vor seiner Seele und überwältigte so sehr seine Vernunft, daß es ihm nicht mehr möglich war, die Ruhe zu behaupten, die er noch bisher erkünstelt hatte, und Blanka nun deutlich sah, daß ihr Gemahl von einem heftigen innern Schmerze gepeinigt wurde. Das zu sehen war ihr unmöglich, und als sie ein paar Tage vor seiner Abreise am Erkerfenster standen, unter welchem der schöne Strom zwischen waldigen Auen breit und herrlich hinabfloß, Otto's Blicke sich so düster darauf hefteten, und nichts von dem schönen Anblicke zu wissen schienen, seine Brust sich immer schwerer hob, da umschlang Blanka den werthen Gemahl und sprach mit liebevoller Stimme: Mein Herr und Gemahl! Ich sehe dich seit der Stunde, wo des Herzogs Aufmahnung anlangte, sehr betrübt, und mehr, als wegen einer Trennung von drey bis vier Wochen billig wäre, bekümmert. Was hast du, lieber Otto? Was beunruhigt dein Herz so sehr? Laß es mich wissen, und sey versichert, daß du mich glücklich machst, wenn du mir ein Mit-

tel anzeigst, dein Gemüth zu beruhigen und den Kummer zu stillen, der dich drückt, so fern es anders in meiner Macht ist!

O wohl — wohl ist es! — rief Otto, von seiner Empfindung überwältigt, aus; doch gleich darauf besann er sich wieder, und, seiner Eifersucht sich schämend, sprach er: Mein liebes Weib! Du kannst mir nicht helfen, — das kann niemand. Es sind Grillen — Thorheiten. — Gib nicht ferner Acht darauf! Es wird sich wieder geben.

Aber Blanka's Liebe war nicht so geschwind abzuweisen; der unfreywillige Ausruf ihres Gemahls, und vieles, was sie längst bemerkt hatte, hatten ihr zu viel gezeigt. Sie drang also mit Schmeichelworten, Bitten und Liebkosungen in ihn, bis sie das drückende Geheimniß von seinem Herzen gelöset und erfahren hatte, daß es die Bewerbungen und Ränke kühner Nebenbuhler in seiner Abwesenheit wären, was ihm so viel Sorge und Kummer mache und seine Abreise erschwere. Ach, lieber Otto! rief sie nun fröhlich, und warf sich an seine Brust: Wenn es nichts als das ist, was dich bekümmert, so sey ganz ruhig! Ich verspreche dir hiermit hoch und theuer, daß, so wie du die Burg verlässest, kein fremder Mensch mehr sie betreten, und ich ebenfalls den Umkreis

unserer Mauern nicht verlassen will. Kommt niemand zu mir, sieht mich niemand, so kann auch niemand sich ein Betragen erlauben, das deiner Ehre oder meiner Würde kränkend werden könnte.

Otto sah seine Gemahlinn starr an— er wußte nicht, ob er dem trauen sollte, was er so eben gehört; aber Blanka versicherte ihm heiter und zuversichtlich, daß das schon längst ihr Vorsatz gewesen, um sich von den lästigen Besuchen der jungen und alten Gecken zu befreyen, und daß sie ihn selbst um die Erlaubniß dazu habe ersuchen wollen. Otto war gerührt, erfreut, beschämt. Mit inniger Liebe drückte er das treue Weib an sein Herz, und wollte nun in froher Rührung ihr Opfer ablehnen und sie versichern, daß er vollkommenes Zutrauen auf sie habe; aber Blanka wich nicht mehr von ihrem Ausspruche, und so nahm denn Otto unter den Versicherungen der innigsten Liebe und Dankbarkeit ihr Anerbiethen an, und es wurden alle Anstalten getroffen, diese neue Einrichtung in Gang zu bringen.

Am Morgen der Abreise, als Blanka ihren Gemahl gewaffnet, und ihm noch tausend Küsse und zärtliche Versicherungen auf den Weg mitgegeben hatte, bestieg er sein Roß und ritt aus

dem Thore seiner Burg. Die Flügel schlossen sich knarrend hinter ihm, um sich bis zu seiner Rückkunft keinem fremden Menschen, weder Mann noch Weib, zu öffnen, und Blanka bestieg den Burgwall, um ihrem Geliebten noch so lange nachzusehen, als möglich war. Als er ihr das letzte Mahl seinen Gruß zugewinkt und hinter der Bergecke verschwunden war, kehrte auch sie um, ging in ihr Gemach, und fing ihre klösterliche Lebensart an, bey welcher ihr schon der Gedanke: Es ist für Otto's Ruhe! — alle Entbehrungen leicht gemacht haben würde, wenn ihr stiller Sinn, der immer bey dem Entfernten war, nicht ohne dieß Erhohlung und Trost in der Einsamkeit gefunden hätte. Die Burgschlüssel wurden in ihr Zimmer gebracht, und nur ein kleines Seitenpförtchen öffnete sich alle Tage für eine vertraute Frau, Blanka's Amme, welche sie bey ihrer Verheirathung sammt ihrer Tochter zu sich auf Greiffenstein genommen hatte. Aus diesem Pförtchen ging Frau Brigitte täglich den Schloßberg hinab, um in dem Dörfchen am Wasser einzukaufen, was man im Schlosse bedurfte.

Otto eilte indeß, sein Geschäft, wozu er an des Herzogs Hof berufen war, zu endigen. Sein Sinn stand beständig nach seiner Burg, und

außer dem Verlangen, seine Blanka wieder zu sehen, trieb ihn noch der Wunsch, ihre freywillige Gefangenschaft zu enden, so daß der Boden unter seinen Füßen zu brennen schien und seine Freunde ihn mit seiner Ungeduld scherzhaft neckten. Hätten sie den Grund seines rastlosen Treibens gewußt, ihr Spott würde ihn noch mehr getroffen haben; so aber entkam ihnen Herr Otto für dieß Mahl noch glücklich, und eilte, sobald als möglich war, nach seiner Burg.

Blanka erzählte ihrem Gemahl, wie sie es, indeß er abwesend gewesen, auf dem Schlosse gehalten; sie beschrieb ihm ihre Lebensweise und Tagesordnung und wußte ihm ihre Zufriedenheit mit ihrer Beschränkung so glaubhaft zu machen, daß er bey einer zweyten Reise ohne viel Widerstreben einwilligte, sie eben so wieder verschließen zu lassen. Das wurde nun Sitte auf Greiffenstein; bald war es in der Gegend, zu Wien und am Hofe bekannt, und Otto wurde nun mit Spöttereyen nicht verschont. Seine Saracenische Haushaltung, die er im gelobten Lande gelernt, war der Hauptgegenstand aller Scherze und Neckereyen bey frohen Gelagen und Zusammenkünften. Otto ließ sie reden, ihr Spott verwundete ihn nicht, denn er war nicht böse gemeint, und

über ihr Lachen konnte er sich hinwegsetzen; war doch keiner so glücklich, wie er, keiner, der eine so treue, kluge und schöne Hausfrau besaß, als der Ritter von Greiffenstein!

Eine merkwürdige Begebenheit hatte um diese Zeit die Augen des ganzen Abendlandes auf Österreich gewendet. König Richard Löwenherz war auf seiner verborgenen Reise durch dieses Land entdeckt, dem Herzog verrathen und von diesem verhaftet worden, um den Schimpf zu büßen, den er ihm vor Ptolemais angethan. Der Herzog ließ den König auf das feste Schloß Dürenstein an der Donau bringen, wo er ihn in enger Gewahrsam, aber anständiger Haft hielt, und gab dem Kaiser Nachricht davon. Es erschienen bald darauf Abgesandte des Kaisers, um wegen Auslieferung des erlauchten Gefangenen zu unterhandeln; auch kamen Abgeordnete von Tankred, Fürsten von Messina, den ein altes Freundschaftsband an Richard knüpfte, um sich zu seinen Gunsten bey dem Herzog zu verwenden. Wien wurde belebt und glänzend von so vielen berühmten Gästen, und der Herzog, theils um den Glanz seines Hofes zu zeigen, theils um den Rath seiner treuesten Vasallen zu hören, berief auch sei-

ne Großen und mit ihnen den Ritter Otto nach Wien.

Ungern trennte sich dieser schon wieder von seiner Gemahlinn, und versprach so schnell als möglich wieder zu kommen; denn er hoffte, der Herzog werde seiner nicht lange bedürfen, und für ihn hatten die Herrlichkeiten des Hofes, die Bankette und Spiele nicht so vielen Reiz, als das Leben an Blanka's Seite. Indessen zog er gen Wien mit großer Pracht, von allen seinen Vasallen begleitet, und ritt mit fünfzig Helmen, alle schön gewapnet und prächtig beritten, in der Hofburg seines Lehnsherrn ein. Hier fand er zu seiner großen Verwunderung unter den wälschen Rittern, die der Fürst von Messina geschickt hatte, auch seinen alten Bekannten und Waffengefährten, den Ritter Guido von Feltri, der ihm mit sehr höflichen Manieren entgegen kam, und eine ungemeine Freude zeigte, ihn so unvermuthet zu treffen. Der Italiener war bereits von Otto's Heirath und seiner häuslichen Zufriedenheit unterrichtet; er wünschte ihm mit vieler Freundlichkeit Glück dazu, und bekannte, daß es ihm nicht so gut geworden wäre, indem der Wille seines Vaters ihn mit einer reichen Erbinn verheirathet habe, die außer ihren großen Schätzen wenig Lie-

benswürdiges besäße. Hinter des Ritters Rücken, wurde Otto die Geschichte etwas anders erzählt. Guido hatte sich selbst um die Hand des Fräuleins beworben, und sein häusliches Unglück war auf Rechnung seines Eigennutzes zu schreiben. Otto ließ die Sache auf sich beruhen, er war dem Ritter freundlich und dienstlich, wie einst in Neapel und im gelobten Lande; übrigens aber suchte er ihn nicht besonders auf, und beantwortete, wie damahls, seine zuvorkommende Freundschaft mit höflicher Achtung.

Sie waren jetzt viel zusammen. Der Neapolitaner wußte sich immer etwas um Otto zu schaffen zu machen; dieser sollte ihm von seiner Bekanntschaft mit seiner Frau, von ihrer Schönheit ihrer Tugend erzählen. Otto wich solchen Gesprächen überall und am meisten gegen diesen Fremden aus; denn ihm dünkte das Glück seiner Liebe viel zu zart, um es Andern mitzutheilen.

Einst aber, an einer prächtigen Abendtafel beym Herzog, wo geselliges Lachen und Scherz die Gemüther der Gäste erheitert und auch Otto's Sehnsucht nach seiner stillen Heimath eingeschläfert hatten, der Wein die Herzen öffnete, nach und nach die Bande der Zurückhaltung und endlich der Vorsicht und Klugheit von Sinn und Zunge lös-

te, da brachte Feltri mit mehrern Andern das Gespräch auf die Treue der Weiber. Sogleich erhoben sich viele, ja die meisten Stimmen dagegen, allerley scherzhafte Geschichten von betrogenen Ehemännern und überlisteten Liebhabern wurden erzählt, und verdoppeltes Lachen und froherer Muth belebte den Kreis. Nur einige gesetztere Ritter und unter diesen der von Greiffenstein stimmten nicht in den allgemeinen Spott, und behaupteten die Würde der Frauen. Da begann der Ritter von Feltri: Wahrlich, Herr Otto, es klingt seltsam, euch jetzt also reden zu hören. Wie war es doch vor Zeiten so ganz anders, als wir in Neapel unser Glück bey mancher schönen Frau nicht umsonst versuchten, und selbst in Palästina Schloß und Riegel der Harems, und Sclavenwachen und hundertäugige Eifersucht euch kein genügendes Band mehr für weibliche Lüsternheit und Schlauheit dünkten. Erinnert euch doch, wie ihr damahls spracht, als die schöne Frau des Aga, als Sclave verkleidet, sich bis in euer Zelt wagte, und die Leidenschaft für den tapfern Franken sie nicht bloß der Pflicht gegen ihren würdigen Gemahl, sondern selbst der Todesgefahr vergessen machte, der sie nach den Sitten ihres Landes sich durch diesen Schritt aussetzte.

Verzeiht, Ritter Guido! rief Otto: Das waren ganz besondere Umstände. Die Art, wie ich Zulmis kennen lernte, konnte ihr Gefühl entschuldigen, und dieß ihren raschen Schritt. — Aber laßt das, Ritter! Weckt vergessene Sachen nicht auf!

Nein, nein, wir müssen eure Abenteuer hören, riefen mehr als zehn Stimmen. Erzählt, Ritter Feltri! Wie war's mit der schönen Saraceninn?

Feltri ließ sich nicht lange bitten. Er erzählte, wie Otto im Sturm von Ptolemais den Aga, einen ehrwürdigen Greis, der schwer verwundet am Boden lag, vor den Mißhandlungen der Kreuzsoldaten geschützt und ihm also das Leben gerettet, wie dieser dann aus Dankbarkeit ihn in sein Haus geladen, sein Freund geworden, und ihm sogar den Anblick seiner jungen schönen Frau gegönnt habe, — ein unerhörtes Beyspiel in seinem Lande.

Hier ergriff Otto, rasch den Wälschen unterbrechend, den Faden der Erzählung. Er entschuldigte die schöne Zulmis, die vielleicht in ihm den ersten jungen Mann gesehen und gesprochen hatte, und stellte ihr Beginnen als die Wirkung eines überraschten Gefühls, das sich selbst nicht verstand, vor. Aber Guido unterbrach ihn mit

ungezähmtem Lachen, und erzählte, wie Otto, statt von seinem Glücke Gebrauch zu machen, die Türkinn an ihre Pflicht gegen ihren alten Eheherrn und an ihre Gefahr erinnert, wie er sie, die in Thränen — ob der Reue oder des Zorns, wolle er dahin gestellt seyn lassen, — zerflossen war, ohne nur ihre Hand zu berühren, zu ihrem Gemahl zurück geleitet, und mit einem wahrscheinlichen Vorwande dem Verdachtlosen übergeben habe. Manche stimmten hier in Guido's Gelächter ein, bey Weitem aber die Meisten lobten des Ritters Verfahren, und der Herzog reichte ihm über die Tafel hin die Hand und schüttelte die seinige freundlich.

Guido verbiß seinen Unmuth, daß es ihm nicht gelingen wollte, den gehaßten Nebenbuhler zum Gegenstand des allgemeinen Spottes zu machen, oder ihn zu unbesonnenem Zorn zu reizen; doch entsagte er seiner Absicht nicht so schnell, und fing wieder scherzend an: Mögt ihr doch die schöne Zulmis vertheidigen und noch im Abendland ihren Ritter machen; es war nicht das einzige Abenteuer der Art, was so seltsam endigte. Und nun gab er der Gesellschaft noch einige andere Geschichten des Ritters zum Besten; und vergebens suchte dieser einem Gespräche ein Ende

zu machen, das ihm bey seiner jetzigen Denkart durchaus unangenehm war. Frauenwankelmuth und Frauenlist wurden wieder der allgemeine Gegenstand der lauten Unterhaltung, gegen die nur Otto allein sich erklärte. Jetzt wendete sich der Spott und Scherz der Gesellschaft gegen ihn, den einstmahligen Verächter und lauten Tadler des Geschlechts. Ja, ja, rief einer der Anwesenden, seitdem er eine Klosterfrau ihrem himmlischen Bräutigam abspänstig gemacht hat, glaubt er an die Treue der Weiber.

Nun so hätten wir ja doch auch hier eine Untreue, rief Guido lachend, und Alles stimmte ein. Otto's Gleichmuth fing an zu wanken; was ihm vorher bloß unangenehm war, bewegte ihn nun schon zum Unwillen. Er sprach lebhafter dazwischen, und sein Ton verrieth die Stimmung seiner Seele.

Das war's, was Guido wollte. Er drehte das Gespräch nun ganz auf Herrn Otto's Gemahlinn, die schöne, die unsichtbare Blanka, die unzugängliche Frau, die in der Abwesenheit ihres Herren unter Schloß und Riegel stand, und machte halblaut gegen seinen Nachbar die Bemerkung, daß doch selbst dieses ängstliche Einschließen eben nicht von des Ritters fester Zuversicht zeuge. Der Nachbar fand die Bemerkung gut, sie kreiste herum,

sie wurde laut wiederhohlt; ein neues Gelächter erhob sich gegen den Ritter, der die Sitte des Harems im Abendlande einführen wollte. Jetzt fuhr Otto auf; sein Zorn flammte empor, er behauptete laut und fest die unerschütterliche Tugend seiner Blanka. Einige lächelten still, andere spöttelten. Guido vermaß sich endlich, er halte es nicht für unmöglich, auch diese Treue zu erschüttern. Otto widersprach heftig; Zorn, Wein und gekränkter Stolz machten ihn blind gegen die Tücke des Gegners, er forderte ihn heraus, sein Glück zu versuchen, er sagte ihm geradezu, er werde es nicht einmahl dahin bringen, Blanka auch nur zu erblicken. Das wäre seltsam, rief Guido, und mir noch nicht vorgekommen — und ich möchte es fast darauf wagen.

Diese Zuversicht reizte den Ritter von Greifsenstein auf's äußerste. Wohlan denn! rief er: Geht! Ihr habt freye Hand. Ich kenne mein Weib und spotte eurer Versuche.

Guido antwortete mit zuversichtlichem Trotz, die Parteyen theilten sich; einige traten auf Otto's, andere auf Guido's Seite. Die Gemüther wurden immer erhitzter, nur des Herzogs Gegenwart hielt sie noch in den Gränzen des Anstandes; aber er vermochte nicht den Zorn, der in dem

Herrn von Greiffenstein zusehends höher aufloderte, zu dämpfen. Endlich war die Sache so weit gediehen, daß die zwey Ritter eine Art von Wette eingingen, die darin bestand, daß, wenn es dem von Feltri gelingen sollte, Blanka zu sehen, zu sprechen und ein Pfand ihrer besondern Gunst und Freundlichkeit zu erhalten, der Ritter von Greiffenstein einen Zweykampf mit ihm bestehen sollte, wobey Guido völlig nach gewöhnlicher Art gewaffnet, Otto aber nur im Wamms mit einem bloßen Schilde und Degen bewehrt erscheinen sollte; gelänge aber dem Italienischen Ritter sein Vorhaben nicht, so würde die Bedingung umgekehrt werden, und Otto ganz bewaffnet, Guido aber unbewehrt seyn müssen. Otto nahm den Vorschlag seines Gegners begierig an; er war zu fest, sowohl von Blanka's Treue und von seinem Siege, als, wenn es möglich wäre, daß sie dieselbe bräche, von seinem Unglücke überzeugt, um nicht in diesem Falle sich freudig einem gewissen Tode entgegen zu stellen.

Unwillig sah der Herzog diesen Streit, und noch unwilliger die seltsame Wette, auch versuchte er es, den Ritter von Greiffenstein von dem gefährlichen Vertrage abzuhalten; aber dieser war zu aufgebracht, und die Wette als eine Ehrensa-

che vor so viel ritterlichen Zeugen zu weit gekommen. Leopold mußte geschehen lassen, was er nicht hindern konnte, und so reiste der Ritter von Feltri sogleich am folgenden Morgen ab, um zu versuchen, was List, Kühnheit, oder persönliche Liebenswürdigkeit vermögen würden, während Otto in Wien zurück blieb, und auf sein Ehrenwort gelobte, sich nicht zu entfernen und nichts zu thun, was seines Gegners Beginnen stören könnte.

Guido, der so manches ähnliche Abenteuer bestanden, so manche lange bewahrte Tugend seinen Verführungskünsten hatte unterliegen sehen, zweifelte keinen Augenblick an dem glücklichen Erfolge seines Unternehmens und an seinem doppelten Siege über einen Menschen, an dem er schon seit langem so gern frühere Niederlagen gerächt hätte. Nur von einem treuen geschickten Knappen begleitet, hatte er bald das Ziel seiner Reise, die Burg Greiffenstein, im Gesichte; aber er war klug genug, sich nicht sogleich in seiner wahren Gestalt dort zu zeigen. Schon zu Wien hatte er manche Erkundigungen über den Ritter und seine Gemahlinn eingezogen. Jetzt trat er als Pilger verkleidet in die Herberge des nächsten Dorfes, und ließ sich bey einem Krug Wein vom Wirthe erzählen und erzählte wieder, und erfuhr,

was ihm wenig Trost gab, nähmlich daß, so lange der Ritter abwesend sey, kein Mensch die Burg verlassen, keiner sie betreten dürfe, und daß es eben so möglich sey, in den Mond zu steigen, als Frau Blanka zu erblicken.

Indeß verzagte der Ritter nicht. Er versuchte manches — er hoffte, Mitleid oder Neugier sollte ihm nun durch Zufall verschaffen, was geraden Weges nicht zu erlangen war. So umkreiste er bald als blinder Harfner, von seinem Knappen geführt, die Burg, bald lag er als erschöpfter Pilgrimm an der äußersten Warte, und sein Begleiter zog hastig die Klingel und bat um Labung für den Verschmachtenden. Schnell und mildthätig wurde ihm Brot und Wein durch die Öffnung gereicht, aber er bekam niemand von den Bewohnern zu sehen, und durfte nicht hoffen, auch nur durch eine Spalte in's Innere des Schlosses zu blicken. So waren bereits über acht Tage vergangen, und Guido war seinem Zwecke noch nicht um einen Schritt näher gerückt.

Doch er war jetzt so oft und zu so verschiedenen Stunden um das Schloß herum gestreift, daß ihm unmöglich irgend ein Vorgang oder eine Veränderung in demselben entgehen konnte; und auf diese Art entdeckte er, daß öfters ganz früh am

Morgen eine alte Frau mit einem Korbe aus dem Seitenpförtchen des Thores trat, langsam den Weg hinunter wandelte, und in einigen Stunden wieder zurück kam. Guido erkundigte sich, und entwarf seinen Plan. Als Frau Brigitte an einem der folgenden Tage den Berg herabwandelte, saß in den Gebüschen am Donaustrande, von wo man das Schloß und Blanka's Fenster gerade vor sich hatte, ein junger, sehr wohlgebildeter Mann, dessen Kleidung, obgleich nachläßig, von Rang und Reichthum zeugte, der aber so bleich und trübsinnig aussah, daß beydes zusammen die Alte aufmerksam machte. Der junge Mann grüßte die Frau freundlich, aber mit seltsamen Wesen; sie erwiederte den Gruß und ging vorüber. Als sie nach einigen Stunden zurück kam, saß der Mensch noch da. So war's am folgenden, so am dritten, vierten Tage, und manchmahl schien er die Alte nicht zu bemerken, wenn sein Blick unverwandt am Schlosse hing und schwere Seufzer seine Brust hoben. Das fiel der guten Brigitte außerordentlich auf, und die Neugier trieb sie, sich um den Unbekannten zu erkundigen. Das that sie denn sogleich im Dorfe und erfuhr, daß vor einigen Tagen dieser Fremde, von einem Knappen begleitet, in die Herberge gekommen sey, daß sein Anzug, so wie

das viele Geld, das man bey ihm bemerkte, zeigten, daß er von Stand und reich seyn müsse, daß man aber glaube, es müsse mit ihm im Kopfe nicht recht richtig seyn; er sey nicht bloß sehr niedergeschlagen, sondern er habe manche Dinge gesagt und gethan, die man mit gesundem Verstande wohl nicht thun würde. So säße er z. B. fast den ganzen Tag, das Wetter möge seyn, wie es wolle, an Einer Stelle am Donauufer, ohne zu reden, ohne etwas anders zu thun, als zu schauen und zu seufzen, und was man von seinem Knappen habe erfahren können, bestätige diese Meinung.

Frau Brigittens Neugier war nun wohl nicht gestillt, sondern vielmehr noch höher gespannt. Was konnte der junge Fremde hier wollen? Was bannte ihn gerade an diese Stelle? Wer war er? Woher kam er? Warum war er so niedergeschlagen? Diese und hundert ähnliche Fragen drängten sich ihr auf, und machten ihr den Fremden und seinen Kummer zu einer wahren Angelegenheit. Sie konnte sich nicht überwinden, ihm am nächsten Morgen ein paar freundliche Worte zum Gruß zu sagen. Der Fremde blickte auf, antwortete höflich, aber seltsam, und versank sogleich wieder in seinen Tiefsinn. Das ging Brigitten nicht aus dem Sinne, und beym Rückwege blieb sie end-

lich stehen und begann ein ordentliches Gespräch mit ihm. Das war's, was Guido gewollt hatte, und er wußte so geschickt zu antworten, daß er unter dem Schein der scheuesten Zurückhaltung alles anbrachte, was Brigittens Geschäftigkeit und Vorwitz für ihn rege machen mußte, nähmlich die sehr gegründete Vermuthung, daß eine unglückliche Liebe seine Ruhe zerstört und wahrscheinlich auch seinen Verstand verwirrt habe; doch hüthete sie sich wohl, gegen irgend jemand, und am wenigsten gegen ihre Gebietherinn auch nur ein Wort davon verlauten zu lassen.

Die Bekanntschaft ging nun ihren Weg fort. Täglich fand Brigitte den Fremden auf ihrem Wege, und täglich wurde ein Gespräch gehalten. Sie erfuhr auf diese Art immer mehr und mehr. Ihr Scharfblick hatte recht gesehen, der Fremde liebte unglücklich, hoffnungslos, aber ohne Wandel, für sein ganzes Leben, und was noch seltsamer schien, er hatte den Gegenstand einer so heftigen Leidenschaft zwar oft gesehen, aber nie gesprochen, und die Dame wußte nichts von dem Unheil, das ihre Reize gestiftet. Kurz, nach einigen Tagen war Frau Brigitte theils durch den Ritter, theils durch seinen Knappen, dessen Gesprächigkeit und zusammenhängender Bericht seines Herrn verworrene

Reden ergänzten, von allem genau unterrichtet, und erfuhr mit großer Verwunderung und nicht geringerem Mitleid, daß der arme Ritter in niemand anders als in ihre Pflegetochter, die schöne Blanka von Küenring, verliebt sey, daß er sie zu Wien zuerst in der Kirche gesehen, daß ihr Bild ihn unablässig verfolgt, daß er dann vergebens Zutritt in ihrer Ältern Hause gesucht, und nur, als er gehört, daß ihre Jugendblüthe und Schönheit dem Himmel geweiht sey, mit gottergebenem Sinne sich in diese harte Bestimmung gefügt und der Braut Christi willig entsagt habe. Als er aber erfahren, daß einem Reichern gelungen, was er vergeblich versucht, nähmlich den Sinn des alten Küenring zu seinen Gunsten zu wenden, und daß nun der mächtige Greiffenstein dieß Kleinod davon getragen habe, für das er willig sein Leben hinzuopfern, das er bloß der Kirche abzutreten bereit gewesen war, da habe ein ungeheurer Schmerz seine Brust zerrissen und sein Verstand sey seit dem unglücklichen Augenblicke nie mehr ganz helle und sich bewußt gewesen. Eine gefährliche Krankheit habe ihn an den Rand des Grabes gebracht, und jetzt, seit er angefangen sich zu erhohlen, habe er sich in die Nähe des geliebten Gegenstandes begeben, und seine einzige

Glückseligkeit bestehe darin, die Mauern anzustarren, die sie umschließen, und zu harren, ob er sie vielleicht aus Zufall einmahl an einem Fenster erblicken könne.

Diese seltsame Entdeckung wirkte ganz unaussprechlich zu Gunsten des Unglücklichen in dem Herzen der guten Frau Brigitte. Sie betrachtete ihn nun mit noch innigerer Theilnahme, und ihn schien die Nachricht, die sie einst wie ganz zufällig im Gespräch einfließen ließ, daß sie die Amme der schönen Blanka sey, vor Freude außer sich zu setzen und der alten Frau in seinen Augen den höchsten Werth beyzulegen. Sie ward nun die Vertraute seines Kummers, sie mußte ihm von Blanka erzählen, von ihrer Lebensweise, ihren Eigenschaften, ihrem Thun und Lassen. Bald kannte der Ritter alles so genau, als ob er auf dem Schlosse gelebt hätte. Er konnte sich ein ziemlich deutliches Bild von Blanka's Gestalt machen; er erfuhr sogar, daß ein Purpurmahl auf dem rechten Oberarm sie vor allen Menschen auszeichne, er kannte ihre Tagesordnung, ihre Beschäftigung u. s. w. Nun war viel gethan, aber bey Weitem nicht genug. Er wollte Blanka selbst sehen, wenn auch, ohne daß sie es wüßte; er wollte wenigstens das Zimmer betreten, in dem sie lebte, in welchem ihr

Hauch sich mit der Luft gemischt und sie geheiligt hatte. Diese Bitte trug er mit dem rührenden Flehen des Unglücks und mit der Heftigkeit eines kranken Geistes vor, und so sehr sich Frau Brigitte im Anfang darüber entsetzte, und ihm seine Forderung als eine platte Unmöglichkeit rund abschlug, so wußte doch der hübsche junge Mann so rührend zu bitten, so fein zu schmeicheln und so schlau zu versprechen, daß Frau Brigittens Widerstand immer schwächer ward, und sie dem liebekranken Unglücklichen endlich versprach, wenn denn die Erfüllung dieses Wunsches so wesentlich zu seiner Genesung beytragen könnte, auf Mittel zu sinnen, wie dieß zu erreichen seyn möchte. Guido's Entzücken überstieg alle Gränzen, er dankte Brigitten mit einer Wärme und Zärtlichkeit, als ob sie selbst der Gegenstand seiner unglücklichen Liebe wäre, und die Alte ging träumend und sinnend, wie doch wohl des jungen liebenswürdigen Kranken Wunsch mit ihrer Pflicht und eigenen Sicherheit zu vereinbaren seyn möchte, langsam den Schloßberg hinauf; denn Übles oder Gefährliches sah sie doch wohl in der Welt nichts darin, nichts, was ihrer Gebietherinn schaden, oder dem Ritter von Greiffenstein, der es nie erfahren würde, einen Eintrag thun, wohl aber einem armen Un=

glücklichen großen Trost und vielleicht Genesung bringen könnte. Sie sann und sann, und endlich hatte sie es ausgefunden.

Mechthild, ihre Tochter, Blanka's Milchschwester, war ein hochgewachsenes hübsches Mädchen, und hatte auch zuweilen, wenn viel zu kaufen war, mit der Mutter den Weg nach dem Dorfe gemacht. Es fügte sich eben, daß in ein paar Tagen ein großer Feyertag fiel, wo man allerley bedurfte, und Frau Brigittens Korb und Kraft für die Bedürfnisse der Schloßbewohner nicht zureichte. Am Vorabend sollte Mechthild sie begleiten; das war vorläufig ausgemacht und im Schlosse bekannt. Guido bekam seine Instruction. Früh Morgens stieg Brigitte mit Mechthild den Schloßberg hinab; der Ritter war dieses Mahl nicht zu sehen, er lauerte im Dickicht verborgen. So kamen die beyden Frauen in's Dorf; auf Ein Mahl fiel es Brigitten ein, daß sie etwas vergessen habe, sie hieß ihre Tochter bey einer bekannten Bauersfrau warten, und ging allein zurück. Guido, der den Tag zuvor schon ein Päckchen mit Mechthilds gewöhnlicher Kleidung erhalten hatte, wartete angekleidet, den Schleyer züchtig über's Gesicht gezogen, seiner Führerinn, und spielte den Beglückten, den Dankbaren, so treffend, daß er wohl

scharfsichtigere Blicke hätte täuschen können. Frau Brigitte langte mit ihrer vermeinten Tochter vor der kleinen Pforte an, die sich ihr arglos aufthat, hieß ihren Schützling in ihrer Kammer warten, stieg die kleine Wendeltreppe hinauf, und spähte, ob Blanka's Schlafgemach leer war. Sie hatte richtig berechnet; es war Messezeit, und die Frau von Greiffenstein in der Schloßcapelle. Guido trat ein in das Zimmer, das nie einem fremden Auge offen gestanden, nie von einem fremden Fuß war betreten worden, und sein Blick schweifte gierig auf allen Gegenständen umher, um, so viel möglich war, davon in sein Gedächtniß aufzufassen; aber sein Zweck war nur halb erreicht, wenn er nicht ein Wahrzeichen mitbringen konnte. Die Gegenwart der Alten war ihm lästig, er fuhr daher auf Ein Mahl zusammen, als wenn ihn ein Geräusch erschreckt hatte, behauptete, er habe im anstoßenden Zimmer Schritte gehört, und Brigitte mußte, um den wunderlichen Menschen zu beruhigen, nachsehen, ob niemand da war, obgleich sie versicherte, sie habe nicht das Geringste vernommen. Sie war kaum zur Thür hinaus, so sprang Guido auf Blanka's Bett zu, riß einen kostbaren Rosenkranz von echten orientalischen Perlen, mit feinem Golde künstlich gearbei-

tet, von den Häupten desselben, und verbarg ihn auf seiner Brust. Brigitte kam zurück. Guido blieb noch ein paar Augenblicke, sagte noch einige verliebte Thorheiten, und entfernte sich dann mit triumphirendem Herzen eben so still und unbemerkt, wie er gekommen war. Als sie außerhalb des Schlosses an einem Platz waren, wo man sie nicht mehr sehen konnte, fiel er Brigitten zu Füßen, dankte ihr mit solchem Entzücken, trieb so viel tolles Zeug und beschenkte endlich die Alte so reichlich, indem er sie bath zu schweigen, und ja niemanden etwas, weder von seiner unglücklichen Liebe, noch von der Seligkeit, die er heute genossen, zu sagen, daß dieß allein hingereicht haben würde, der gutmüthigen Frau den Mund zu schließen, wenn auch nicht ihr und ihrer Tochter Glück dabey auf dem Spiele gestanden hätte. Nun hohlte Brigitte ihre Tochter ab, sie bepackten sich mit ihren Einkäufen und kamen so, ohne daß jemand Verdacht geschöpft hätte, in das Schloß zurück. Blanka hatte keine Ahnung von der Verrätherey, die ihr war gespielt worden, bis Abends, als mit der Dämmerung die Zeit des Rosenkranzbethens kam, und sie ihren schönen Psalter, ein theures und kostbares Geschenk ihres Mannes, das er aus dem heiligen Lande mitgebracht und

am Grabe des Erlösers hatte weihen lassen, an seiner gewohnten Stelle vermißte. Daß er entwendet worden sey, kam ihr nicht in den Sinn. Er wurde gesucht, im Zimmer, in den Schränken, im ganzen Schlosse, vergebens. Niemand wußte darum. Die Kammerzofe, deren Geschäft es war, das Gemach der Gebietherinn aufzuräumen, hatte ihn am Morgen noch in der Hand gehabt und an seinen Platz gehängt. — Jetzt wurden die übrigen Hausbewohner zusammenberufen, und jetzt erfuhr Frau Brigitte mit tödtlichem Schrecken, was geschehen war. Sie allein konnte sich den Zusammenhang erklären, sie allein kannte den Dieb, und mit der Angst einer Missethäterinn erwartete sie den andern Morgen, um den wahnsinnigen Verliebten aufzusuchen und ihm seinen Raub abzufordern. Aber der Verliebte war nicht an seiner gewohnten Stelle zu finden. Sie ging in die Herberge; er war in der Nacht sammt seinem Knappen abgereist. Niemand wußte, wohin. Nun war Brigitte in Verzweiflung; aber ihre eigene Sicherheit, die Verantwortung, der sie sich bey ihrer Gebietherinn, und noch mehr bey dem Ritter von Greiffenstein aussetzte, zwangen sie, ihr unglückliches Geheimniß streng zu bewahren, und lieber den Verdacht auf Un=

schuldigen, die doch nicht so viel zu befahren hatten, herumirren zu lassen.

Der Ritter von Feltri kam mit seiner Beute triumphirend nach Wien. Er erbath sich, ohne sich über den Erfolg seiner Reise zu erklären, vom Herzog die Gunst, daß er den Ritter von Greiffenstein, und einige von den Edlen, die bey jener Abendtafel gegenwärtig gewesen waren, möchte zusammen berufen lassen. Sie erschienen, und nun vor ihnen allen erzählte Guido ein schlau ersonnenes Mährchen, wie es ihm gelungen, die schöne Blanka als Harfner an's Fenster zu locken, wie dann ihre Schönheit ihn bezaubert und ihm seine übernommene Rolle zur Natur gemacht habe, wie er täglich zur bestimmten Stunde seine Liebe in seine Saiten gesungen, dann ein freundliches Wort mit ihr gewechselt und endlich nach manchen Versuchen und überwundenen Bedenklichkeiten es dahin gebracht habe, daß sie ihm erlaubt, Nachts heimlich in ihr Gemach zu kommen. Der verborgene Weg, die Wendeltreppe, die Einrichtung des Gemachs, Blanka's Anzug, das Mahl am Oberarm, alles, was sie umgab, war so genau beschrieben, daß dem unglücklichen Gemahl beynahe keine Möglichkeit blieb, an der Wahrheit dieser Erzählung zu zweifeln. Wie aber

der Ritter nun zuletzt den Perlenpsalter hervorzog, und ihn als ein Pfand der Zuneigung der schönen Frau, als ein Andenken jener Stunde dem erstarrten Otto vorwies, da sprachen die Betäubung, die tödtliche Blässe, womit dieser das Geschenk seiner Liebe in den Händen des Nebenbuhlers sah, zu laut für Guido's Behauptung, als daß der Herzog oder irgend einer der Anwesenden noch möglicher Weise ein Bedenken hätte hegen können. Otto war vernichtet. Mit gebrochenem Blicke, mit bebenden Gliedern sank er zusammen; seine Gefährten mußten ihn unterstützen, man führte ihn halb ohnmächtig aus dem Gemache. Aber auch dem Ritter Feltri ward kein fröhlicher Empfang; Aller Herzen waren gegen ihn erbittert, Alle bedauerten den betrogenen Gemahl, und besonders sah der Herzog mit tiefem Schmerz den Verlust seines Freundes voraus. Er kannte ihn zu gut, um nicht zu wissen, daß, wenn bey dem seltsamen Kampfe, der ihm nach der eingegangenen Wette nun bevorstand, auch ein Wunder sein Leben erhalten könnte, er es doch in kurzen durch Gram um den Verlust seiner Ehre und seiner Liebe einbüssen würde.

Der Tag zum Zweykampf wurde bestimmt. Guido sah ihm mit Schadenfreude, Otto mit

Verlangen entgegen. Nach so vielen Erfahrungen und unzweifelhaften Proben von der Frauen Verstellungskunst, Wankelmuth und Lüsternheit war er doch endlich der Schwäche seines Herzens unterlegen. Er hatte geglaubt, nachdem er Jahre hindurch mit so viel Grund gezweifelt hatte; er hatte sein ganzes Erdenglück auf Ein Herz gebaut, und auch dieß Eine Herz hatte die Probe nicht gehalten. Er konnte niemanden anklagen, als sich; Alles erschien ihm in klarem Lichte. Blanka hatte ihn nie geliebt, sie hatte vor dem Kloster gezittert, seine Hand war ihr willkommen gewesen, um sie diesem Unglücke zu entreißen; dann hatten Dankbarkeit, Gewohnheit und Unbekanntschaft mit etwas Anderm sie in ihrer Pflicht erhalten, bis der Verführer erschien, das lockere Gebäude ihrer Tugend und Treue vor dem ersten Sturme zusammen brach, und seine Ehre mit unter ihrem Schutte begrub. So war für ihn keine Freude, ja keine Hoffnung mehr auf der Welt, und trüb und düster wies er jeden Zuspruch seiner Freunde von sich. Nur, als der Herzog selbst ihn besuchte, bath er ihn, ihm zu erlauben, daß er noch ein Mahl nach Greiffenstein, in die Burg seiner Ahnen, hinauf ziehen, und dort mit seinen Sachen Richtigkeit machen dürfe. Dann, gnädi-

ger Herr, setzte er hinzu, laßt mich, wenn ich, wie ich zu Gott hoffe, im ehrlichen Zweykampfe gefallen seyn werde, hinauf führen auf das Schloß, wo meine Väter ruhen, und laßt mich dort beysetzen und mein ritterlich Wappen umkehren, weil mit mir der alte Stamm erlischt, und fürder kein Ritter von Greiffenstein mehr seyn wird! Vergebens bemühte sich der Herzog, den Gram des Unglücklichen zu zerstreuen; und mit Freuden bewilligte er seine Bitte. So machte sich denn Otto zum letzten Mahl auf den Weg, und zitterte vor dem Gedanken, die Treulose, die ihn so tief gekränkt hatte, vielleicht noch ein Mahl sehen zu müssen, als wäre er der schuldige Theil. Darum sandte er einen Knappen voraus, der ihr die Ankunft ihres Gemahls melden und sie zugleich bedeuten sollte, daß sie während seiner Anwesenheit im Schlosse ihr Gemach nicht verlassen und nirgends vor die Augen des Ritters kommen dürfe. Blanka, die von allem, was vorgegangen war, nichts ahnete, traf diese Bothschaft wie ein Donnerschlag; sie wußte sich dieselbe nicht zu erklären, sie zweifelte also daran, und glaubte, es müsse ein Mißverständniß hier walten, das sich mit ein paar Worten aufhellen lassen würde. In dieser Zuversicht erwartete sie mit banger und doch

froher Ungeduld ihren geliebten Herrn, den sie nun schon so lange nicht gesehen hatte und eilte ihm, als er im Thore vom Rosse stieg, und sie mit Schrecken die Blässe seines Gesichts, den trüben Ausdruck seiner Züge sah, mit offenen Armen entgegen. Herr Otto war tief erschüttert, als er sie erblickte; mit abgewendetem Gesichte hielt er sie von sich zurück, und stieg, ohne ein Wort an sie zu verlieren, die Treppen hinan. Blanka stand erstarret; — doch noch ein Mahl wollte sie ihm nacheilen und ihn beschwören, ihr zu sagen, was die Ursache dieses Benehmens wäre, als einer seiner Begleiter die Treppe herab kam und ihr im Nahmen ihres Gemahls ankündigte, daß sie sich in ihr Zimmer begeben und seinem früher erhaltenen Befehle Folge leisten sollte. Sie gehorchte— und fand bey dieser schrecklichen Ungewißheit ihre einzige Beruhigung im Bewußtseyn ihrer Unschuld und in der Hoffnung auf Gott, der sie nicht würde unterliegen lassen.

In Zeit von zwey Stunden war Herr Otto fertig, und eilte nun wieder, sein Roß zu besteigen und einen Ort zu verlassen, der sonst sein liebster Aufenthalt und jetzt eine Hölle für ihn war. Blanka, die diese ganze Zeit über am Fenster geharrt hatte, eilte nun, so schnell sie konnte,

die Stiegen hinab, um ihren Gemahl noch ein Mahl zu sehen und wo möglich zu sprechen. Als sie in den Hof kam, sah sie ihn eben sich auf's Pferd schwingen; sie lief auf ihn zu, sie rief ihn, er wandte sich, schoß einen Blick voll Zorn und Wehmuth auf sie, gab seinem Rosse beyde Sporen und flog aus dem Thore. Blanka schrie laut auf und sank dann leblos zu Boden. Ihr Fall zog die Zofen herbey. Sie brachten die Ohnmächtige auf ihr Zimmer; und als sie sich erhohlt hatte, war das Erste, was sie vernahm, die Nachricht, daß Frau Brigitte im Schlosse fehle, daß sie seit diesem Morgen, wo sie ihrer Gewohnheit nach in das Dorf hinab gegangen war, nicht wieder zurück gekehrt und ihre Tochter in der größten Bestürzung sey, um so mehr, da Brigitte seit einigen Tagen so trübsinnig und wie verwirrt herum gegangen war. Blanka richtete sich auf — sie sann nach — der verlorne Rosenkranz, Brigittens Verschwinden, der Zorn ihres Gemahls — alle diese eben so seltsamen als unerklärlichen Ereignisse konnten zusammen hängen, und hingen wahrscheinlich zusammen, und der Faden, der sie verknüpfte, wenn sie ihn fand, konnte Blanka aus dem Labyrinthe, in dem sie sich voll Kummer und Angst befangen sah, leiten. Ohne

einer lebenden Seele irgend etwas von ihren Gedanken mitzutheilen, befahl sie nur, die genauesten Nachsuchungen nach Brigitten zu thun; und sie selbst forschte bey der Tochter und allen Hausleuten. Indessen ließ der Schloßcapellan sich melden. Sie eilte ihn zu empfangen; er war ihr immer ein verehrter und wohlwollender Freund gewesen. Mit trüben Blicken trat er ein, und nach manchem Umschweif, mancher Entschuldigung—denn es war dem frommen Greise schwer genug geworden, an Blanka's Treue und Unschuld zu zweifeln, — berichtete er nun, was er von dem alten Franz erfahren hatte, der um alle Tritte und Schritte seines Herrn wußte, und was er denn, die Sache mochte sich nun verhalten, wie sie wollte, Blanka länger zu verschweigen wider seine Pflicht hielt.

Sie erfuhr alles, — die tollkühne Wette, das Gespräch, durch welches sie veranlaßt worden war, Guido's Triumph und ihres Gemahls drohende Gefahr. Nun stand alles klar vor ihrer Seele, aber auch zugleich die Rathlosigkeit ihrer Lage, da durch Brigittens Abwesenheit, die wahrscheinlicher Weise mehr, als nöthig gewesen war, an diesem schlimmen Handel Theil hatte, ihr jeder Beweis für ihre Unschuld fehlte.

Der dritte Tag von heute an war zum Zweykampfe bestimmt, und also zu Otto's Todestage. Daran war kein Zweifel. Ihre eigene Ehre, das Urtheil der Welt, alles verschwand vor dem Gedanken, den Geliebten zu verlieren, im Zorn, in ungerechter Meinung gegen sie. Vergebens strengte sie ihren Verstand an, Mittel zu ersinnen, um sich von der ungeheuren Beschuldigung zu reinigen, und den schändlichen Betrieger, der sich ihrer Gunst rühmte, ohne sie gesehen zu haben, zu entlarven. Alle Mühe, ihre Gedanken zu ordnen und einen Plan zu entwerfen, wurde von der Angst um den Verlust des Geliebten und von der Vorstellung seiner Leiden verschlungen. So verging dieser Abend und die Nacht in Thränen und Verzweiflung. Müde von Weinen erhob sie sich am Morgen von ihrem schlaflosen Lager. Dieser Tag war der vorletzte ihres Geliebten; — die nächst kommende Sonne bestrahlte den verwegenen Kampf und dann auch seine Leiche. Jetzt galt es, jetzt mußte Muth gefaßt, gedacht, gehandelt werden Sie riß sich auf aus ihrem Schmerz, sie warf sich vor ihrem Bethschämel nieder, und vor dem Bilde des gekreuzigten Heilands flehte sie um Kraft und Erleuchtung. Ein redliches Gebeth wird nicht verworfen, und dem Klopfen-

den immer aufgethan. Gefaßter stand Blanka von ihren Knien auf, und wie ein vom Himmel gesendeter Strahl zuckte ein Gedanke durch ihre Seele. Das Mittel war gefunden, und wenn Gott, der ihr so sichtbar beygestanden war, sie auch künftig nicht verließ, so war ihr Gemahl und ihre Ehre gerettet.

Mit größter Eile, aber auch mit der größten Verschwiegenheit machte sie alle Anstalten. Ihre Zofen mußten ihr ein Gewand zurichten, wie es die Frauen der reichen Hebräer zu tragen pflegen; eine kostbare Mütze von Goldstoff, mit Perlen gestickt und mit buntem, goldreichem Schleyer behangen, sollte ihr langes Haar verbergen, und ihrem Äußern etwas Fremdartiges geben. Nun ließ sie sich einen ihrer schönsten Schuhe bringen, und heftete selbst ins geheim all ihr Geschmeide in zierlicher Ordnung darauf, so, daß dieser Schuh allein viele tausend Goldgulden werth seyn mochte; und als alles bereitet war, ließ sie die Gewänder einpacken, bath den ehrwürdigen Bruno, sie zu begleiten, und zog mit ihm und einigen ihrer Knechte nach Wien.

In einer Herberge stieg sie ab, kleidete sich als Hebräerinn und trat den Weg zur Hofburg des Herzogs an. Sie ließ sich melden, und, obwohl

es bereits spät gegen Abend war, dringend um Gehör bitten. Der Herzog erstaunte, aber er erlaubte ihr, zu erscheinen, und so trat sie ein und bath ihn, ihr in einer seltsamen aber wichtigen Sache Rath zu verschaffen.

Ich bin eines reichen Handelsmanns, Israelitischer Nation aus hiesiger Stadt, Frau, begann sie mit Anstand, aber nicht ohne Verlegenheit: Was ich vor euch, gnädiger Herr, vorzubringen habe, ist wohl zum Theil so beschaffen, daß ich es lieber der ganzen Welt verbergen möchte; allein der Raub, der an mir begangen worden, ist zu beträchtlich und die Art desselben zu schmählich, als daß es mir möglich wäre, so gern ich wollte, den Schleyer der Vergessenheit über die ganze Sache zu breiten.

Wisset demnach, daß ich durch einen Zufall, der euch gleichgültig seyn kann, mit dem Neapolitanischen Ritter, Herrn Guido Feltri, der vom Fürsten von Messina an euern Hof geschickt worden, bekannt wurde. Meine unbedeutende Gestalt, vielleicht noch mehr der Ruf des Reichthums meines Mannes, wie ihr gleich hören werdet, machte Eindruck auf den Wälschen Ritter; und ich muß bekennen, daß ich schwach genug war, mich von seinen glatten Schmeichelworten

und seiner einnehmenden Person bethören zu lassen. Seine Bewerbungen gefielen mir; jedoch wies ich sie stets, wie es einer ehrlichen Frau geziemt, mit gebührender Strenge zurück, und sah ihn nie, als bey einer Freundinn und auf der Straße. Aber der Ritter schien so betrübt dadurch und bath, als er erfuhr, daß mein Mann Geschäfte halber nach Warschau abgereist war, so dringend, ihm nur zu erlauben, daß er mich ein einziges Mahl besuchen dürfe, daß ich endlich gutmüthig, oder vielmehr thöricht genug war, ihm seine Bitte zu gewähren und zu gestatten, daß er gestern Abends, als es anfing zu dunkeln und die Nachbarn seiner nicht so leicht gewahren konnten, in meine Wohnung kommen dürfe. Hier empfing ich ihn freundlich und bewirthete ihn auf's beste mit Wein und Confituren, und hatte, weil es mich freute, ihm einen Begriff von meines Mannes Reichthümern zu geben, nicht allein meinen besten Schmuck angezogen, sondern zeigte ihm, um ihn zu unterhalten, auch mein übriges Geschmeide und meine Kostbarkeiten. Unter diesen befanden sich nun ein Paar Schuhe, wie ihr diesen hier seht, gnädiger Herr, von bläuem Sammet, mit Edelsteinen besetzt, ein eben so kostbares als seltsames Geschenk meines

Mannes, das er mir einst von einer seiner Reisen in's Morgenland mitgebracht. In dem Augenblicke, wo alle diese Kleinodien herum lagen, rief meine Dienstmagd mich eines Geschäftes halber hinaus. Ich kam bald wieder. Der Ritter wußte meine Gedanken von den Juwelen und Kleidern auf seine Empfindungen für mich, auf seine hoffnungslose Liebe, auf seine nahe Abreise und den Schmerz, den sie ihm verursachen würde, zu lenken. Ich vergaß über dieß Gekose meine Kostbarkeiten; der Ritter empfahl sich bald darauf, und als ich nach seinem Hinweggehen aufräumte, vermißte ich den Gespann dieses Schuhes. Auf den Ritter fiel nicht sogleich mein Verdacht; ich durchsuchte vielmehr recht emsig das Zimmer und alle Schränke und Laden, in der Meinung, ich hätte ihn im Gespräch irgendwo hingelegt. Als er aber nirgends zu finden war, und ich nur gar zu wohl wußte, daß außer dem Ritter niemand in's Zimmer gekommen war, blieb mir nichts anders übrig, als ihn für den Dieb zu halten, und, da ich zugleich hörte, daß er wegen eines andern Liebeshandels morgen einen Zweykampf mit dem beleidigten Gemahl seiner Schönen bestehen soll, noch heute vor euch zu erscheinen und euch zu bitten, daß ihr den

Ritter zur Zurückgabe seines schändlichen Raubes anhalten möget.

Ganz erstaunt und verwunderungsvoll hörte der Herzog die Klage der schönen Hebräerinn an, deren ganzes Betragen so anständig und einfach, als ihre Erzählung und Klage seltsam schien. Doch ließ der Herzog den Beklagten auf ihr Verlangen rufen, und trug ihm in Gegenwart der fremden Frau die Sache vor. Guido's Erstaunen wuchs von Minute zu Minute, als man ihn eines Einverständnisses mit einer Frau bezüchtigte, die er in seinem Leben heute zum ersten Mahl gesehen hatte; noch höher aber stieg zuletzt sein Zorn und seine Entrüstung, wie ihm der Raub des kostbaren Schuhes zugemuthet, und er zur Wiedergabe des Entwendeten oder zum Schadenersatz angehalten werden sollte. Beynahe hätte er der Ehrfurcht vergessen, die er der Gegenwart des Herzogs schuldig war; er vermaß sich hoch und theuer, diese Frau nie gesehen, nie von ihrem Daseyn gewußt zu haben. Er erboth sich, dem Herzoge Zeugen zu stellen, die ihm darthun sollten, wo er gestern Abends gewesen; kurz er zeigte seinen Unmuth und Abscheu vor der ihm zugemutheten schändlichen Hand-

lung mit der größten Heftigkeit. Jetzt nahm Blanka die reiche Mütze ab, und ihre langen blonden Haare rollten über ihre Schultern. Erstaunt sah der Herzog, mit dem Gefühle böser Ahnung der Ritter, die schöne Frau an, die keine Hebräerinn seyn konnte. Ich bin Blanka von Greiffenstein, sagte sie mit Würde und Hoheit: Ihr kennt mich nicht, Ritter! Ihr habt so eben geschworen, mich nie gesehen zu haben, und es ist auch so. Wie könnt ihr nun euch nicht bloß einer Bekanntschaft, sondern eines unerlaubten Umganges mit mir rühmen? Wie könnt ihr es wagen, den gnädigsten Herrn also niederträchtig zu hintergehen und meinem unglücklichen Gemahle nach Ehre, Glück und Leben zu trachten? Bey diesen Worten übermannte Blanka der Schmerz, und sie brach in heiße Thränen aus. Guido stand einen Augenblick wie vernichtet; der Herzog blickte mit Freuden und Achtung auf die edle Frau. Aber jener wollte sein Spiel nicht so schnell verloren geben. Es ist leicht, erwiederte er, so etwas zu sagen; es zu beweisen, möchte schwerer seyn. Wer bürgt denn für die Wahrheit eurer Behauptung, daß ihr die Frau von Greiffenstein seyd? Mein Gemahl, rief sie: Und der Herzog

wird die Gnade haben, ihn rufen zu lassen. Der Herzog befahl, um jeden Verdacht zu entkräften, einen der Kämmerlinge, der nichts von dem Vorgefallenen wußte, herein zu rufen, und diesen sandte er nach dem Ritter von Greiffenstein.

Blanka erwartete ihren Gemahl mit einem Herzen, das vor Liebe und Bangigkeit hoch auf klopfte. Er trat ein, noch bleicher, als sie ihn gestern gesehen, und von Gram und Wachen so verzehrt, daß er sich auf seines Knappen Schulter stützte. Blanka flog auf ihn zu. Er blickte sie an, stieß einen dumpfen Laut des Entsetzens aus, und barg sein Gesicht an der Brust seines Begleiters.

Da verließ der Herzog seinen Sitz, faßte Blanka, die in Thränen zerfloß, an der Hand, redete ihr liebreich zu, und führte sie zu ihrem Gemahl. Ritter Otto! sagte er: Ihr verkennet eure Frau, und thut dem edelsten Weibe Unrecht. — Sie ist unschuldig.

Otto richtete sich auf, er starrte erst den Herzog, dann Blanka an. Unschuldig? wiederhohlte er langsam. Ja, Ritter, sagte der Herzog, und hier ist ihr unverwerflichster Zeuge. Er wies auf den Neapolitaner, der, seinen

Grimm verschlingend, mit verschränkten Armen finster da stand.

Otto stand sprachlos in der heftigsten Bewegung. Blanka sah ihn weinend an; ihr Herz drängte sie, ihm zu helfen, und sein zürnender Blick hielt sie von ihm ab. Der Herzog erzählte nun, was vorgegangen war, wie Blanka's kluge List den Ritter in seinem eigenen Netze gefangen, wie er hoch und theuer geschworen habe, sie nicht zu kennen, und wie sie sich dann erst genannt und ihn beschämt habe.

Otto's Züge begleiteten in schnellem Wechsel die Worte des Herzogs; aber er vermochte nicht zu sprechen. Zu viele streitende Empfindungen drängten sich in seiner Brust, er streckte die Arme nach Blanka aus; sie wollte an seine Brust fliegen, und er sank zu ihren Füßen. In diesem Augenblicke winkte der Herzog dem Verräther, sich zu entfernen, und befahl, ihn in strenge Verwahrung zu bringen; die versöhnten Liebenden aber hielten sich umarmt, schweigend, lange ohne zu wissen, was um sie her geschah. Endlich richtete sich Blanka zuerst auf; aber Otto wollte seine Stelle nicht verlassen, bis ihm seine unschuldig gekränkte, verkannte Gemahlinn verziehen hatte. Ihr Herz hatte es

längst gethan; es hatte auch keinen Augenblick über etwas anderes als über die Qualen des Geliebten Schmerz empfunden, und sie war am glücklichsten dadurch, daß sie diese hatte enden können.

Nun drang der Herzog auf die Bestrafung des Schuldigen, und, der eingegangenen Wette gemäß, mußte er sich am andern Morgen unbewaffnet den Streichen seines hochbeleidigten Gegners stellen; aber Otto verschmähte jede Rache, und wollte den Zweykampf nicht anders, als zu gleichen Bedingungen und mit gleichen Waffen annehmen. Das gestattete der Herzog durchaus nicht, indem er einen solchen Kampf für gar keine Bestrafung, ja vielmehr für eine Ehre, deren ein so schändlicher Betrieger nicht werth wäre, ansehen müßte; im Gegentheile verordnete er, daß die meisten der Ritter, die bey jenem Bankett und der Wette der beyden Streiter gegenwärtig waren, sich morgen in der Hofburg versammeln, und der Ritter von Feltri öffentlich vor ihnen seine Lüge und die Ränke gestehen sollte, wodurch es ihm gelungen, in Blanka's Gemach zu dringen und sich alle die Nachrichten zu verschaffen, durch welche er seine Erdichtung glaubhaft zu

machen gewußt, und diesen Spruch ließ er ihm noch diesen Abend ankündigen. Allein am andern Morgen, als man den Ritter aus seiner Haft abhohlen wollte, war er verschwunden. Von einem einzigen Diener begleitet, hatte er durch Bestechung Mittel gefunden, zu entfliehen, und ein schimpflicher Ruf seiner Tücke und Verrätherey blieb hinter ihm zurück. Seine übrigen Leute fand man noch in der Herberge, in welcher er sich, seit er in Wien angekommen war, aufgehalten hatte, und bey diesen wurde zu Blanka's großer Freude auch Frau Brigitte entdeckt, welche der Ritter, als er vernommen hatte, daß Otto noch ein Mahl nach Greiffenstein ging, denselben Tag durch seine Knechte hatte aufheben und in Verwahrung bringen lassen. Sie bekannte nun alles, ihre leichtgläubige Schwäche, des Ritters Verstellung, ihr Mitleid mit ihm, und wie sie ihn endlich in Blanka's Gemach gebracht habe. Otto sah seinen ungerechten Argwohn ein; aber er sah auch ein, daß, wenn Blanka's Treue nicht durch ihre Tugend und ihre Liebe zu ihm bewacht worden wäre, alle seine eifersüchtigen Maßregeln doch nur ein schwaches Bollwerk gegen die Macht der Verführung gewesen seyn

würden. Und so gab er sein Mißtrauen auf, führte Blanka an den Hof und zu seinen Bekannten, öffnete wenigen, geprüften Freunden sein Haus, und in seiner Abwesenheit, wie in seiner Gegenwart, lebte Blanka unter diesen, sicher durch die Würde ihres Betragens, wie durch ihre Liebe für Otto, die seit diesem Sturme noch inniger und standhafter wurde.

Das gefährliche Spiel.

Das gefährliche Spiel.

Still und traulich saß der kleine Familienzirkel im Sternhelmschen Hause um den Theetisch beysammen, und das Gespräch drehte sich, wie meistens geschah, um die nahe Zurückkunft des lang entbehrten Freundes, der man jetzt nächstens entgegen sah, als die Thür sich öffnete, und ein Bedienter dem Vater Sternhelm einen Brief überreichte, den so eben eine Staffette gebracht hatte.

Von unserm Schwarz! rief dieser, mit einem Tone, der halb Freude, halb Schrecken verrieth.

Von Miltenberg's Begleiter? schrie Lucie, Sternhelms Tochter, sprang auf, und guckte über die Schulter des Vaters die Adresse an.

Was kann das zu bedeuten haben? versetzte ihr älterer Bruder: Eine Nachricht durch eine Staffette?

Gott gebe, daß es kein Unglück ist! sprach Natalie, die jüngst angekommene Cousine, und

schlug das große Auge wie bethend zum Himmel. Sie hatte zwar den jungen Miltenberg nie gesehen; aber sie hatte von seinen Jugendgespielen, von ihrem Oheim, und von Miltenbergs Ältern genug über den Abwesenden gehört, um zu wissen, wie lieb und theuer er allen war. Aller Augen waren nun auf des Vaters Gesicht gerichtet, der langsam seine Brille hervorzog, den Brief bedächtig entfaltete, und gleich, als verspräche er sich nicht viel Gutes, die Lesung des verhängnißvollen Blattes zu verzögern schien.

Der Brief war folgenden Inhalts:

Schwarz und sein Zögling, der junge Miltenberg, waren zwey Tagereisen von der Hauptstadt in eine Gegend gekommen, wo eben die gesprengte Eisdecke eines großen Stromes die Brücken weggerissen, die Überfahrt unmöglich gemacht, und beyde Ufer überschwemmt hatte. Die Dörfer standen unter Wasser, die Bewohner hatten sich geflüchtet; nur in einigen Häusern waren Greise, Weiber und Kinder zurück geblieben, die sich nicht mehr hatten retten können, und diese zitterten nun, von aller Hülfe abgeschnitten, vor dem Tode des Hungers oder der Fluthen.

Der junge Miltenberg sah diese Verhee-

rung; man zeigte ihm von Weitem die Häuser, wo die Unglücklichen an den Fenstern der obersten Geschosse vergeblich ihre Hände nach Rettung ausstreckten. Er both eine ansehnliche Summe, wenn es jemand wagen wollte, den Verlassenen Hülfe zu bringen. Es fand sich niemand. — Da tönte aus der nächsten Hütte, gegen die der Fluß eben mächtige Eisschollen heran wälzte, das Jammergeschrey der Unglücklichen herüber. Sein Herz war zerrissen, er fühlte die rasche Jugendkraft in den Gliedern, begehrte mit lauter Stimme einen Kahn, und ließ sich durch keine Ermahnungen der Umstehenden und seines Begleiters mehr von seinem Entschlusse abbringen. Sein Geld, und das Beyspiel seines Muthes verschafften ihm einen Gefährten. Ein Jägerbursche aus dem nahen Schlosse, zu dem die verunglückten Ortschaften gehörten, sprang ihm nach in das Schiff; sie zwangen den Kahn muthvoll und geschickt durch die Eisschollen, gelangten an das erste Haus, und die Bewohner wurden alle glücklich an's Ufer gebracht. Ermuthigt durch diesen Erfolg, ließ Miltenberg den Kahn zum zweyten Mahle vom Ufer stoßen; zum zweyten Mahle kamen sie ohne widrigen Zufall bis an die fernere Hütte, und eben so

wieder mit ihren Geretteten zurück. Aber nicht weit mehr vom Ufer schossen plötzlich ungeheure Eisblöcke daher. Miltenberg und der Förster waren nicht im Stande, mit Anstrengung aller ihrer Kräfte das Schiffchen zu wenden; ein Eisblock stürzte es um, und alle, die darin waren, verschwanden unter den Wellen. Alles drängte sich zur Rettung herbey. Der Jägerbursche, der schwimmen konnte, war der erste heraus, auch die Weiber und Kinder waren bald an's Ufer gebracht; nur Miltenberg, den das Wasser unter eine Eisscholle gerissen hatte, wurde erst nach einigen Minuten ohne Lebenszeichen aus dem Wasser gezogen.

Es dauerte lange Zeit, ehe man ihn wieder in's Leben zurück rufen konnte, und obwohl er sich jetzt auf dem Schlosse des Grafen von Vollnau, dem die überschwemmten Dörfer gehörten, in der sorgfältigsten Pflege befände, schrieb Herr Schwarz, und gar keine Gefahr vorhanden wäre, so sey doch vor zehen bis vierzehn Tagen an keine Fortsetzung der Reise zu denken, und er habe diesen Brief durch eine Staffette an Sternhelm geschickt, um die Ältern seines Zöglings auf die beste Art mit dem Vorfalle bekannt zu machen, und jedem falschen Gerüchte zuvor zu kommen.

Sternhelm hatte geendet, Alles hohlte tief Athem, und ein leises, Gottlob! entschlüpfte einigen Lippen.

Braver Junge! sagte Sternhelm: Laßt sogleich anspannen! Ich muß noch heute zum General hin, und ihm erzählen, was er für einen trefflichen Sohn hat.

Ach, Ferdinand war immer so gut, so liebreich! versetzte Lucie: Und hübsch ist er, Cousine... so hübsch! — Nun, du wirst mir Recht geben, wenn du ihn siehst.

Nataliens Auge glänzte. Gott lohne ihm seinen Edelmuth! sagte sie: Ich freue mich ihn kennen zu lernen.

Es wurde noch viel von dem Abwesenden gesprochen. Jeder wußte etwas Schönes oder doch etwas Bedeutendes von ihm zu erzählen, und Natalie erfuhr so viele Züge, daß sie ihn bereits ganz zu kennen glaubte, ehe sie ihn noch jemahls erblickt hatte.

Am öftesten und am liebsten sprach Lucie von ihm. Natalie wußte längst durch sie, daß er mit ihr und ihren Brüdern aufgewachsen war, daß sein Vater und der ihrige Jugendfreunde gewesen, daß Ferdinand zuerst zum Kriegsdienste bestimmt war, und nun später, als der unvermu-

thete Tod eines Bruders seiner Mutter ihn zum Erben eines großen Vermögens und schöner Landgüter gemacht hatte, die Generalinn es endlich von ihrem Manne erhalten habe, daß der einzige Sohn nicht die gefährliche Laufbahn seines Vaters betreten, sondern sich der Verwaltung seiner Güter widmen durfte. In dieser Absicht wurde seine Erziehung eingerichtet, und am Schlusse derselben machte er mit seinem Mentor eine große Reise durch Deutschland, Frankreich, England und die Schweiz, um seinen Geist zu bilden, und Kenntnisse für seinen künftigen Beruf zu sammeln. Von dieser Reise nun war es, daß man ihn nach beynahe drey Jahren zurück erwartete.

Die jungen Leute saßen noch beysammen und plauderten, als der Vater wieder kam, und mit der Erzählung von der Freude und der Angst, die seine Neuigkeit bey Ferdinands Ältern hervor gebracht hatte, dem Gespräche neues Leben gab. Von ihm hörten sie aber auch, daß die Generalinn sich nicht beruhigen lassen wollte, und daß sie entschlossen sey, trotz des bösen Wetters und der schlechten Wege, morgen mit dem frühesten abzureisen, um ihren Sohn selbst zu sehen und seiner zu pflegen.

Sie hat Recht, dachte Natalie. Für einen solchen Sohn kann eine Mutter nicht zu viel thun! Und ihr Geist mahlte die Scene mit Lust und Liebe aus.

Zehn Tage vergingen, still und einförmig, wie die frühern; nur die Erwartung und der letzte Brief hatten eine frohe Spannung in die Gemüther gebracht, und jedes sah nach seiner Weise dem Tage der Ankunft mit verschiedenen Empfindungen entgegen, als eines Nachmittags, wo eben die Sternhelm'sche Familie beym General gespeiset hatte, und alle nach Tische beysammen saßen, ein Wagen hielt, und gleich darauf die Generalinn, ihren Sohn an der Hand, in's Zimmer trat.

Alles eilte auf die Ankommenden zu. Vater und Sohn lagen sich sprachlos in den Armen. Sternhelm, seine Söhne und Lucie drängten sich hinzu, den lieben Zurückgekehrten zu begrüßen. Eines entriß ihn den andern; jedes wollte ihn zuerst umarmen. Ferdinand wurde von einer Freundesbrust entlassen, um an die andere zu sinken, und niemand bemerkte, daß noch eine Person im Zimmer war, die an dieser Scene stürmischer Freude keinen Antheil nehmen konnte. Natalie stand allein am Fenster. Die Gestalt des Jüng-

lings, alles, was sie von ihm gehört hatte, seine letzte That, selbst die Blässe seiner Wangen, deren Ursache sie wohl kannte, alles drängte in diesem Augenblicke auf sie ein, und hielt sie wie eingewurzelt an ihrer Stelle.

Sternhelm war der erste, der sich ihrer erinnerte. Er trat auf sie zu, führte sie zu dem frohen Kreise, und stellte ihr den jungen Miltenberg vor. Miltenberg blickte auf, Natalie verneigte sich in diesem Augenblick, und Miltenberg vergaß in der ersten Secunde, ihren Gruß zu erwiedern. Desto tiefer und ehrerbiethiger war in der folgenden seine Verbeugung; es war ihm, als müsse er sich vor einer Königinn neigen.

Die Spannung des ersten Augenblicks war vorüber; man war ruhiger geworden, und setzte sich um den Tisch in freundlicher Nähe zusammen.

Das Gespräch ward bald sehr lebhaft. Ferdinand und Schwarz hatten so viel zu erzählen, die Zurückgebliebenen so viel zu fragen, alle so viel zu bemerken. Unter andern sahen Miltenbergs ältere Freunde, und vor allen Lucie, daß die Reise ungemein vortheilhaft auf sein Äußeres gewirkt hatte. Seine schlanke Gestalt war stärker, seine feinen Züge männlich geworden, seine etwas heftigen Bewegungen hatten sich in eine

angenehme Lebhaftigkeit verändert, und ein edler Anstand, eine gewisse Sicherheit des Benehmens machten oft vergessen, daß man einen Jüngling von kaum vier und zwanzig Jahren vor sich hatte.

Hingegen bemerkte Miltenberg seinerseits wieder, daß Lucie, die er beynahe noch als ein Kind verlassen hatte, ein blühendes Mädchen geworden war, dem Frohsinn und Güte von den rothen Wangen und den großen hellblauen Augen leuchteten; er mußte gestehen, daß sie recht hübsch, ja eigentlich im Gesichte regelmäßiger gebildet war, als ihre Cousine, daß aber der königliche Wuchs dieser Cousine, ihre stolzen Züge, gemildert durch eine himmlische Sanftmuth in dem Lächeln des Mundes und den sinnigen, beynahe schwermüthigen Blick der großen dunkeln Augen, die frischblühende Schönheit der kleinen vollen Lucie ganz übersehen machten. Er merkte auch in den wenigen Worten, die sie zuweilen einmischte, einen Geist, und eine Bildung dieses Geistes, die ihm eine höchst anziehende Bekanntschaft in diesem neuen Mitgliede des häuslichen Kreises verhieß.

So schied am Abend die Gesellschaft aus einander, und noch eine Weile hallten die kleinen Ereignisse dieses Tages in den Herzen der Einzelnen nach.

Es begann nun ein schöneres, regeres Leben durch Ferdinands Gegenwart in dem kleinen Kreise. Täglich war er unter ihnen, und jeder fühlte auf seine Art sich von seinem Geiste angesprochen, geweckt und gehalten. Er hatte auf seinen Reisen, in dem Umgange mit der großen Welt manches gesehen und geübt, was seinen Freunden in der Beschränktheit ihres stillen Lebens ganz unbekannt geblieben war, oder wozu sich kein Talent in ihnen fand. Ihm waren diese Unterhaltungen Bedürfniß geworden, und er suchte bald, sie einzuführen. Aber da war niemand, der ihn verstand oder unterstützte, als Natalie. Seine Aufmunterungen spornten sie an, ihre Fertigkeit in der Musik wieder fleißig zu üben, und was sie nie geübt oder gekannt hatte, bedurfte nur einer Anleitung, um sich leicht und fröhlich aus ihrem Geiste zu entwickeln.

Sie sangen, sie spielten, sie lasen, sie declamirten mit einander, und die übrigen ergetzten sich an den neuen Genüssen, Lucie ausgenommen, die schon eine Weile mit Unlust den sichtbaren Vorzug sah, den Miltenberg der neuen Bekannten vor der Jugendgespielinn gab. Auch sie strebte jetzt, sich Natalien gleich zu stellen, und versuchte manches mit rastlosem Fleiß und

geringem Erfolge, was sie der Cousine ohne Anstrengung glücken sah; auch ihr Lehrer war Ferdinand, aber alles blieb dennoch, wie es gewesen war.

Indessen war Ferdinand durch diese Art von Unterhaltung und Beschäftigung dem Zirkel seiner Freunde so unentbehrlich geworden, daß ein Abend, wo er wegblieb, oder den man Wohlstands halber außerhalb des Hauses zubringen mußte, von allen für verloren und verdorben gehalten wurde. Auch wurde er sich dieser Unentbehrlichkeit bald und deutlich bewußt, und es war kein geringes Band, um ihn immer fester und inniger an die Freunde zu knüpfen, denen er so viel war.

So dauerte das angenehme Verhältniß einige Wochen fort, bis zu Anfang des Sommers Graf Vollnau mit seiner Familie auf eines seiner Güter, das nicht weit von der Hauptstadt entfernt war, kam. Er sandte sogleich einen reitenden Bothen mit einem Briefe an Ferdinand, worin er den menschenfreundlichen Retter seiner Unterthanen auf's verbindlichste einlud, sich nicht länger dem Dank einer hochverpflichteten Familie und den Empfindungen der achtungsvollsten Freundschaft zu entziehen, und einige Tage bey

ihm auf seinem Schlosse zuzubringen. Ferdinanden kam diese Einladung höchst ungelegen, aber die Unmöglichkeit, sie ohne Unart abzulehnen, und das Zureden seiner Mutter vermochten ihn, bejahend zu antworten. Mit Verdruß und dem Versprechen, längstens am vierten Tage zurück zu seyn, trennte er sich von seinen Freunden. Man sah ihn ungern scheiden, Natalie vor allen, obwohl sie ruhiger als Lucie schien. Es war, als schwebte ihr ahnend vor, sie werde den Freund nicht mehr so wieder sehen, als er gegangen war. Am dritten Tage kam ein Billet von Ferdinand an seine Mutter, daß es ihm unmöglich seyn würde, sein Versprechen zu halten, und morgen zurück zu kommen; der Graf und alle Anwesenden drängen so sehr in ihn, seinen Aufenthalt zu verlängern, daß er den Tag der Überkunft nicht bestimmen könnte. Nebst dieser Nachricht enthielt der Brief eine Beschreibung seines Empfangs, wie man ihm ein Fest bereitete, wie die von ihm auf dem andern Gute vor drey Monathen geretteten Menschen ihm mit Dank und Segenswünschen entgegen gekommen wären, wie freundschaftlich der Graf, die Gräfinn, wie artig und wohlgebildet die beyden Comtessen seyen, und wie Alles sich um die Wette bestrebte, ihm

seinen Aufenthalt angenehm zu machen. Das alles war nun freylich in einem Ton erzählt, der zeigen sollte, wie lästig ihm dieser Prunk, dieses Feyern seiner Person und besonders die Verzögerung seiner Abreise seyen. Als aber der Brief laut gelesen wurde, die Generalinn und Lucie voll Freuden über die Auszeichnungen waren, die Ferdinanden widerfuhren, senkte sich Nataliens Blick; sie erkannte, daß ihre Ahnung nur zu richtig, und Ferdinand auf dem Wege sey, von seiner Denkart und fremder Absicht in vielfältige Bande verschlungen zu werden.

Erst am zehnten Tage kam er wieder zurück. Alles empfing ihn mit Freuden. Auch er war herzlich vergnügt in dem Kreise seiner Lieben; aber das wurde bald merklich, daß dieser Kreis ihm nicht mehr so genügte, wie sonst. Er hatte etwas Bedeutenderes, etwas Reizenderes kennen gelernt. Seine Gespräche waren lebhaft, aber ihr Gegenstand waren die Unterhaltungen, der Ton, die Lebensart im Vollnau'schen Hause, Schilderungen der Personen, der Charaktere u. s. w. Bald machte er einen zweyten Ausflug, auf dem er noch länger ausblieb, und von dem er mit noch angefüllterem Kopf und Herzen zurück kam. Er hatte angefangen, im Vollnau'-

schen Schlosse dieselben Unterhaltungen einzuführen, wie zu Hause, und es war ihm noch weit besser gelungen, weil die höhere Stufe von äußerer Bildung, auf der die beyden jungen Gräfinnen standen, und der Ton, der bey allen auf dem Schlosse versammelten Gästen herrschte, diese Unternehmungen erleichterte. Auch dort war er bald die Seele der Gesellschaft, und man ließ es ihn deutlich fühlen, wie wichtig er dem Hause sey.

Immer mehr und mehr wurde er allmählich an diese Menschen gekettet. Der leichte feine Ton der höheren Stände, der Anstrich von Bildung erhoben und ergetzten ihn; man wußte diese Stimmung zu benutzen. Einladung drängte Einladung; Jagden, Fußreisen, Lustparthien, Familienfeste lösten sich im bunten Wechsel ab. Bald war man auf dem Schlosse des Grafen, bald reisete die Familie, und Ferdinand wurde regelmäßig dazu gezählt, auf das Gut eines Nachbars, wo dieselben Unterhaltungen fortwährten. Ferdinand mußte alles anordnen, alles veranstalten; seine Zeit war besetzt, seine Phantasie in steter Regsamkeit, seine Seelenkräfte in angenehmer Spannung.

Er kam jetzt selten in die Stadt. Auf den

stillen Landhäusern seiner Freunde, die, fern von der großen Welt, ihm nichts zu biethen hatten, als eine himmlischschöne Gegend im sanften Waldgebirg und den Umgang einfacher Menschen, war wenig Vergnügen und Reiz für ihn zu suchen; doch wenn er kam, fanden, außer Natalien, ihn alle allerliebst, noch witziger, noch unterhaltender, noch munterer als sonst. Zwar zankten sie unaufhörlich mit ihm wegen seiner Entfernung; aber eben dieses Zanken und seine Vertheidigungen gaben seinen seltenen Erscheinungen einen eigenthümlichen Reiz. Natalie allein war stets gleich freundlich gegen ihn; von ihren Lippen kam kein Vorwurf, und nur, wenn er wieder fort war, äußerte sie gegen Lucie ihre Gesinnung. Sie fand sein Betragen mächtig verändert, sie vermißte die alte Herzlichkeit, das innige Wohlwollen, das sich sonst so unverhüllt gezeigt hatte. Ihr kam sein Witz oft beißend, oft schief vor, und es war ihr unmöglich, an die vortheilhafte Veränderung seines Äußeren zu glauben, die Lucie jedes Mahl bemerkt haben wollte.

Wenn Natalie so mit strenger Ansicht über Miltenbergs Betragen richtete, vertheidigte ihn jene mit Heftigkeit. Sie erzählte der Cousine

alles Gute und Edle, was sie seit ihrer Kindheit von Ferdinand wußte, manchen Zug von Hochherzigkeit, manchen tollen aber gutmüthigen Streich, manches Beyspiel seiner innigen Herzensgüte. Nataliens Augen wurden feucht, und ein leiser Seufzer entfloh ihren Lippen.

Der Sommer war weit vorgerückt, das alte Leben dauerte fort. Nun fiel es dem Grafen ein, der in seiner Jugend ein leidenschaftlicher Schauspieler gewesen war, in den längeren Abenden des Herbstes eine solche Art von Zeitverkürzung auf seinem Schlosse einzurichten, und selbst noch auf den Bretern zu glänzen. Es versteht sich, daß Französisch gespielt wurde. Man wählte die Meisterstücke dieser Bühne. Der alte Graf zeigte als Arsir und Sopir, was er einst in seiner Blüthe geleistet haben mußte. Miltenberg, der des Französischen zum Erstaunen seiner Zuhörer vollkommen mächtig war, erhielt ungetheilten Beyfall in den Rollen der jungen Helden, sowohl durch sein Spiel als durch seine Gestalt. Er war der Gegenstand der Gespräche in diesen Cirkeln. Alles wollte ihn kennen lernen, ihn spielen sehen, und manches weibliche Herz ging an den schönen Orosman oder Tancred verloren.

Zu Hause vernahmen seine Zurückgelassenen

mit getheilten Empfindungen die Gerüchte, welche ihnen über den glänzenden Erfolg ihres Freundes und den Beyfall, den er überall erhielt, zu Ohren kamen. Die Generalinn weidete sich innig daran, der General und Sternhelm schüttelten den Kopf, Lucie schmollte, Natalie blieb still; aber ihre schöne Heiterkeit verlor sich nach und nach, sie wurde tiefsinnig, in sich gekehrt, und oft fanden sie die Übrigen in trübe Träumereyen versunken. Alle diese Bewegungen wurden noch verstärkt, als zu den Erzählungen von den Herrlichkeiten, die Ferdinand in seinen glänzenden Cirkeln genoß, sich auch noch die Nachricht gesellte, und von so vielen Seiten und mit so wahrscheinlichen Umständen verbreitet wurde, daß Ferdinand eine von den Töchtern des Grafen heirathen werde.

Natalie erblaßte, als dieß zuerst in einer Gesellschaft erzählt wurde. Lucie fuhr auf. »Das wäre abscheulich! Nein, nein! Das ist nicht möglich! Nicht wahr, Cousine? Das wird Ferdinand nicht?« Natalie wandte den trüben Blick auf ihre Freundinn, und sagte leise: Er wird es, wenn seine Eitelkeit es will!

Man kam nach Hause; die Neuigkeit, die man an diesem Abend gehört hatte, war das Ge-

spräch der Familie. Der alte Sternhelm glaubte es nicht, er traute Ferdinanden zu viel Stolz zu, um sich in eine Familie zu drängen, die seine Aufnahme als eine Gnade, welche sie ihm erwies, betrachten würde. Natalie sah ihren Oheim zweifelnd an. Ach, seine Eitelkeit! seufzte sie. Lucie, die es nicht dulden konnte, wenn jemand anderer, als sie, über Ferdinand schmählte, schob alle Schuld auf den Grafen, der gern einen reichen Schwiegersohn haben wollte, um seinen zerrütteten Finanzen aufzuhelfen; sie behauptete, das Haus des Grafen sey der Abgrund, in welchem die Tugend und das Glück ihres Jugendgespielen untergehen werden.

Wenige Tage nach diesen Erörterungen kam plötzlich Ferdinand spät in der Nacht zurück mit allen seinen Leuten, Pferden und allem Gepäcke, so, daß man wohl sehen konnte, es sey auf lange, vielleicht auf immer. Am andern Morgen hatte er eine lange Unterredung mit seinem Vater, von welcher sie Arm in Arm, der Vater mit glänzenden Blicken, Ferdinand still und verstimmt, zurück kamen. Der Mutter und den Freunden wurde erzählt, daß der Graf mit seiner Familie auf die entlegenen Güter gegangen sey, wo die Jagden beginnen würden.

Den ersten Abend nach seiner Ankunft ging Ferdinand sogleich zu Sternhelm. Man empfing ihn freundlich, aber nicht ohne Empfindlichkeit über sein langes Außenbleiben. Vor allen schmählte Lucie ganz laut auf ihn. Natalie zog ihn bald in ein Gespräch über seinen Aufenthalt beym Grafen; er mußte ihr von der Gegend, den Anwesenden, den theatralischen Übungen erzählen. Sie schien fröhlich und unbefangen, während Lucie in den seltenen Worten, die sie mürrisch einmischte, nichts als Stacheln in Ferdinands Seele zu werfen strebte. Ihr antwortete er mit Lachen und Possen; je heiterer aber Natalie wurde, je einsylbiger und finsterer ward er, und als sie endlich mit Wärme von den Vorzügen und der Schönheit der jungen Gräfinn sprach, die sie wohl kannte, stand er plötzlich auf, nahm seinen Hut und ging fort.

Alle sahen ihm verwundert nach, bis auf Natalien. Ein feines Lächeln schwebte auf ihren Lippen, ihr Auge blickte fröhlich, und sie war den Rest des Abends munterer als seit langer Zeit. Am andern Tage kam Miltenberg wieder. Er scherzte mit Lucien, trieb Possen mit ihren Brüdern; mit Natalien redete er nur, so viel der Wohlstand forderte. Lucie überhäuf=

te ihn mit Vorwürfen über seine Vorliebe für die große Welt, über seinen Übermuth, mit Höheren, als er selbst war, umzugehen; er gab sich gutwillig ihrer Strafpredigt hin, und warf sich endlich mit komischer Zerknirschung vor ihr nieder, um ihre Verzeihung zu erflehen, und Besserung anzugeloben.

Diese hielt er auch treulich. Es war keine Rede mehr von einem Besuch bey Vollnau, ja, er nannte den Nahmen kaum mehr, und vermied im Gespräche, besonders mit Natalien, irgend etwas zu erwähnen, was auf seinen Aufenthalt in jenem Hause führen konnte. Natalie bemerkte das alles mit inniger Freude; aber es lag noch etwas Räthselhaftes für sie in der ganzen Sache. Das mußte sie ergründen, sie mußte alles wissen, was den werthen Freund betraf, und keine seiner Beziehungen durfte ihr verborgen bleiben.

Sie hatte noch im Kloster, wo sie erzogen worden, eine recht innige Freundschaft mit einer jungen Gräfinn geschlossen. Diese war kurz vor Natalien von ihren Ältern nach Hause genommen, und an einen schätzbaren Mann ihres Standes vermählt worden. Auch jetzt noch dauerte die Zuneigung der Gräfinn von S** zu der Gespielinn ihrer Kindheit fort; sie sahen sich oft, und

durch diese Frau, oder vielmehr ihren Gemahl, der die Achtung seiner Frau für Natalien theilte, und viel in der großen Welt lebte, ward es ihr nicht schwer, sich Aufschlüsse über die letzten Vorgänge im Vollnau'schen Hause und Miltenbergs plötzliche Abreise zu verschaffen.

Lucie hatte in ihrem Zorne den Grafen wirklich nicht unrichtig beurtheilt. Das Betragen der Familie gegen Ferdinand war Plan und Absicht auf eine vortheilhafte Heirath für die jüngere Tochter gewesen. Lange hatte er keine Ahnung davon; denn eine Verbindung mit einer Frau, die sich so weit über ihn dünken würde, kam ihm auch von fern nicht in den Sinn. Er zog sich von dem Mädchen zurück, und beobachtete sich strenge, sobald er Absichten zu merken anfing. Man rückte näher, man suchte dem Verhältnisse eine Art von Öffentlichkeit zu geben, man fand es endlich nöthig, geradezu zu sprechen. Ferdinand äußerte seine Gesinnungen mit Achtung, aber Festigkeit, und erklärte zuletzt seinen Entschluß, das Haus des Grafen auf der Stelle verlassen zu wollen, um jedem ferneren Mißverständnisse und falschem Gerüchte ein Ende zu machen. Das war nicht nach dem Sinne des alten Grafen. Ein Hausfreund, der sich überhaupt bey

Anzettelung des ganzen Romans hatte brauchen lassen, übernahm es, ihn zu enden. Er dachte Ferdinanden zu schrecken; er forderte Genugthuung für die beleidigte Ehre der Comtesse, entweder durch Ferdinands Hand, oder durch Pistolen. Das empörte diesen. Er nahm die Ausforderung auf der Stelle an, man ging in den nahen Wald. Seiner Sache sicher, streifte Ferdinand mit einem leichten Schuß den Arm seines erschrockenen Gegners, der auf diesen Widerstand gar nicht gefaßt war, kehrte dann in's Schloß zurück, ließ anspannen und satteln, und verließ, ohne jemand von der Familie gesehen oder gesprochen zu haben, dieß Haus auf immer.

Es ist abermahls seine Eitelkeit gewesen, die ihn so weit verleitet hat! dachte Natalie, als sie diese Geschichte vernommen hatte; doch konnte sie nicht umhin, das stolze und gerade Betragen des Jünglings, seinen Muth, und endlich die zarte Schonung zu achten, womit er über eine Sache schwieg, in der er das Recht so sehr auf seiner Seite hatte.

Als sie ihn wieder sah, mischte dieß Bewußtseyn unvermerkt etwas Weicheres, Zuvorkommendes in ihr Betragen gegen ihn. Er fühlte es auf der Stelle, er näherte sich ihr wieder, ihre

Seelen fingen an, sich, wie einst, gegen einander aufzuschließen, und sich in tausend Puncten zu berühren, und eben so viele zarte Fäden entspannen sich, sie immer mehr an einander zu ziehen. Die schöne alte Lebensart begann wieder. Ferdinand war täglich unter seinen Freunden; er wurde ihnen mit jedem Tage unentbehrlicher, sie ihm durch dieß Bewußtseyn jeden Tag theurer. Aber nun war der Winter da, und brachte von ihren Landsitzen viele Familien zurück in die Stadt, mit denen Ferdinand im Vollnau'schen Hause Bekanntschaft gemacht hatte. Es waren meistens Häuser vom ersten Range. Ferdinand versäumte nicht, sobald er ihre Ankunft erfahren hatte, der Reihe nach, seine Besuche zu machen. Er wurde überall mit Auszeichnung, an einigen Orten mit Zuvorkommung, an andern mit Hoffnungen aufgenommen. Bald sah er sich wieder von allen Seiten in hunderterley Verhältnisse, in Einladungen, Besuche, Feste u. s. w. verstrickt; das Leben des vergangenen Sommers fing aufs neue an, nur mit viel mehr Abwechselung und Reiz. Es zog ihn wieder eben so leicht und eben so gewaltig in seine Strudel, und der Mann, dem so viele Herzen willig entgegen schlugen, dem so manches galante und zärtliche Abenteuer wink-

te, kam recht bald zu der Überzeugung, daß kein weibliches Herz, das er ſich zu erobern vorſetzen würde, ihm widerſtehen könnte.

Und doch widerſtand ihm eines, eines, deſſen hohen Werth er längſt erkannt hatte, an das er ſich mit tauſend zarten Fäden gezogen fühlte, das ebenfalls Achtung und Wohlwollen für ihn empfand, und dieſe Empfindungen nicht verbarg. Weiter war es ihm aber auch bis jetzt nicht möglich geweſen, es bey Natalien zu bringen. Alle ſeine Künſte ſchlugen bey ihr fehl. Sie blieb ruhig, wenn er ſchmollte, blind, wenn er ſie durch Eiferſucht zu kränken, freundlich, wenn er ſie durch Kälte zu reizen glaubte, und in ihrem Betragen ſich völlig gleich, wie launiſch und wechſelnd auch das ſeine war. Der einzige Unterſchied, den er bemerken konnte, war, daß die ſchöne Wärme, die ſonſt wohl zuweilen wie unwillkürlich aus ihrem ruhigheitern Benehmen hervorbrach, ſich ſeit den letzten Wochen ganz verloren zu haben ſchien. Das kränkte ihn empfindlich, ſteigerte ſeine Neigung bis zur Leidenſchaft, und hielt ihn dennoch ab, die erſten Schritte zu thun, und ſein Gefühl zu geſtehen; denn ſie, ſie, die ihm ſo hartnäckig widerſtand, ſollte zuerſt überwältigt an ſeine Bruſt ſinken,

und ihm ihre Liebe bekennen. Diesen Triumph hatte er seiner Eitelkeit bereitet.

Natalie sah dieß Streben, diese Empfindlichkeit, dieß launische, wechselnde Betragen, und sah es mit innigem Schmerz, nicht, weil sie dadurch gereizt war, sondern, weil sie den trüben, unlautern Grund wohl erkannte, aus dem alle diese Bewegungen in der Seele ihres Freundes entstanden, weil sie einsah, daß ein Herz, das so mit Empfindungen zu spielen, so absichtsvoll, so künstlich zu Werke gehen konnte, nicht recht zu lieben, nicht durch Liebe glücklich zu machen, und selbst glücklich zu werden im Stande seyn konnte. Diese Betrachtungen drängten die oft hervor brechende Neigung gewaltsam in ihr Herz zurück, und gaben ihr die Kraft, einer Leidenschaft nicht zu unterliegen, von der sie sich kein Glück versprechen, ja, von der sie fürchten mußte, sie werde sie zum Spielzeug einer alles beherrschenden Eitelkeit brauchen, und vielleicht zuletzt achtlos zertrümmern.

So standen die beyden Herzen sich gegen über, und sicher würde Ferdinand es auf diesem Wege dahin gebracht haben, ihre Liebe endlich ganz zu verwirken, wenn er nicht an seinem Edelmuthe, an seiner strengen Achtung für Sittlichkeit einen

immerwährenden Fürsprecher in ihrer Brust gehabt hätte. Nie hatte seine Eroberungssucht ihn zu unerlaubten Schritten verleitet, nie hatte er den Frieden einer Ehe gestört, und Natalie kannte manchen Armen, den er insgeheim unterstützte, dessen Dachstübchen er erkletterte, wenn er gefeyert und geschmeichelt aus glänzenden Gesellschaften kam, und dann im Kreise der von ihm Geretteten als ein segnender Gott da stand. Das alles wußte Natalie, ohne daß er es ahnte, und so konnte sie ihr Gefühl für ihn nicht besiegen, und das Bild des Jünglings aus ihrem Herzen reißen, der bey allen seinen Schwächen so edel war.

Indessen dauerte Ferdinands zerstreutes Leben immer fort, und wurde mit jedem Tage rascher. Da wußte Natalie in dem ältern Sternhelm, der ein großer Theaterliebhaber war, leicht und ungezwungen den Gedanken zu erregen, auch einmahl sein Glück auf einem Liebhabertheater zu versuchen. Der junge Mensch ergriff den Vorschlag begierig; und als Ferdinand das nächste Mahl kam, wurde wie von ungefähr dieser Gegenstand erwähnt. Er faßte ihn sogleich auf. Das war's, was ihm lange gefehlt hatte. Hundert Vortheile bothen sich ihm beym ersten Blicke dar; das Liebhabertheater wurde alles Ernstes

betrieben, und Ferdinand war für's erste durch diese neue Beschäftigung wieder mehr an seine Freunde geknüpft.

Der alte Sternhelm wurde leicht überredet, einen Saal in seinem Hause zurecht machen zu lassen. Junge Leute von der Bekanntschaft wurden angeworben; das Theaterwesen brachte ein reges Leben in den stillen Kreis, von dem sich jedes angenehm bewegt fühlte. Ferdinanden gaben seine längern Erfahrungen, sein Erfolg im Spielen eine Art von Übergewicht über die andern Mitglieder. Alles kam zu ihm um Rath und Auskunft, er fühlte sich nothwendig; die Aussicht, sein Talent vor Natalien zu entfalten, mit bisher noch unbekannten Waffen gegen sie aufzutreten, begeisterte ihn, und alles ging rasch einen schönen lebendigen Gang.

Im Anfange wagte sich die ungeübte Gesellschaft nur an kleine Stücke, Lustspiele, Possen u. dgl. Nach und nach entwickelten sich die Talente; die Rollenfächer theilten sich von selbst ab. Niemand war da, der Natalien die ersten Liebhaberinnen streitig machen konnte, und da eben so Ferdinand im unbestrittenen Besitz der ersten Männerrollen war, so sah sie sich bald in ihre eigenen Bande verstrickt, und in manches

Verhältniß gebracht, das ihrer innern Ruhe eben so gefährlich war, als es die äußere ihres Betragens gegen Miltenberg zu stören drohte.

Bald bekam die Gesellschaft eine Art von Ruf; die Vorstellungen im Sternhelm'schen Hause wurden das Augenmerk und das Gespräch der Stadt, und meistens war den Tag vor der Aufführung kein Billet mehr zu bekommen. Ferdinand war in seinem Elemente, er war thätig, er war gesucht, er glänzte, er wurde bewundert. So schlug er nun vor, sich an etwas Höheres, Belohnenderes zu wagen, und sich einmahl im Trauerspiele zu versuchen. Seine Mitspieler fielen ihm froh und einstimmig bey; nur Natalie allein machte Einwendungen. Sie ahnte Ferdinands Absicht, sie fürchtete sich vor den Berührungen ihres Gemüthes, denen solche Stücke bey einem solchen Mitspieler sie aussetzen mußten; aber sie ward überstimmt, und einmüthig beschloß man, den Tancred aufzuführen.

Die Rollen wurden vertheilt; man studierte mit höherer Lust als jemahls. Der romantisch zarte, edle Sinn des Stücks trug die Spielenden wie auf Fittichen zu seiner eigenen Höhe empor. Die Proben wurden mit großem Ernste betrieben; alles freute sich auf die Vorstellung, bis auf

Natalie, die davor zitterte. Bey der Generalprobe hatte es Miltenberg so zu veranlassen gewußt, daß nicht alles im Costume erschien; an seiner Rüstung fehlte noch etwas, er spielte in gewöhnlicher Kleidung richtig, aber ohne Wärme.

Der Tag der Aufführung kam. Natalie als Amenaide, Lucie als Euphanie waren mit vielem Geschmacke, Natalie wirklich prächtig gekleidet. Sie traten in das Zimmer, wo sich die Schauspieler versammelten. Da stand Ferdinand in voller Ritterrüstung stolz und herrlich, wie sie ihn noch nicht gesehen hatten, von seinen Mitspielern, die neben ihm verschwanden, wie ein Fürst, von seinen Dienern umgeben. Natalie wurde betroffen. Sie ahnte Ferdinands Plan mit dieser Überraschung, und es schmerzte sie unaussprechlich, dieses Herz schon wieder auf einem absichtsvollen Winkelzuge betreten zu haben. Doch verbarg sie ihre Kränkung, so wie ihre Betroffenheit, und schien ganz unbefangen, indeß Lucie den blendend schönen Jugendgespielen mit leuchtenden Augen betrachtete, und ihn sehr deutlich merken ließ, welchen Eindruck seine Gestalt auf sie gemacht hatte. Das Stück begann, die Aufführung übertraf die gespannte Erwartung der Zuseher. Alles war in der angenehmsten Stim-

mung, jede schöne Stelle wurde gefühlt und beklatscht. Lauter Beyfall empfing Natalien, als sie auftrat. Ihre Gestalt, ihr Anstand, dessen natürlicher Stolz mit der strengen Hoheit ihrer Rolle zusammen fiel, wurde durch eine wunderbare Weichheit gemildert, die diesen Abend über ihr ganzes Wesen ausgegossen, und deren Ursache ihr nur zu wohl bekannt war. Ihr Spiel erhielt allgemeines, verdientes Lob; aber alles, was sie und die andern geleistet hatten, trat in Dunkel zurück, als jetzt im Anfange des dritten Actes Miltenberg als Tancred erschien, und in Gestalt, Geberde und Gesinnung die Blume der Ritterschaft, ja, das Ritterthum selbst in seiner ganzen Würde und Zartheit darstellte.

Er hatte nie besser gespielt, nie schöner ausgesehen. Nataliens Auge hing an ihm, der Klang seiner rührenden Stimme drang tief in ihre Brust, ein sehr begreiflicher Zauber riß sie hin. Die Gesinnungen von Edelmuth und Tapferkeit in Tancreds Charakter waren Miltenbergs Gesinnungen, er würde an Tancreds Stelle vielleicht wie dieser gehandelt haben; in ihrer Seele schmolzen beyde Wesen zusammen, sie vermochte den Freund nicht mehr von der dargestellten Person zu tren-

nen, sie spielte Amenaiden nicht mehr, sie war es selbst. In dieser zauberhaften Spannung kam endlich der letzte Auftritt, wo man den Geliebten bleich, mit geschlossenen Augen, verwundet, sterbend vor sie hinlegte. Ein unnennbares Entsetzen ergriff sie. Wenn das Wahrheit wäre! Wenn Ferdinand wirklich so bleich, so sterbend vor ihr läge! Ihr Innerstes war in Aufruhr. Da bewegte er sich, da schlug er das große blaue Auge mit dem Ausdrucke unglücklicher, gekränkter Liebe zu ihr auf. Ach, du hast mich verrathen! lispelte leise die schöne Stimme. Nataliens Sinne schwanden, mit Mühe hielt sie sich aufrecht, sie wußte nicht mehr, was sie zu sagen hatte, die Gegenstände verwirrten sich vor ihren Blicken, sie fühlte den Angstschweiß, der von ihrer Stirne troff, es wurde dunkel um sie; und als jetzt Tancred todt zurück sank, stürzte auch sie mit dem Ausruf: O mein Tancred! ohnmächtig neben ihm nieder.

Der ältere Sternhelm als Arsir, wartete vergebens, daß sie sich noch einmahl erheben, und ihre Rolle zu Ende sagen würde. Sie regte sich nicht. Ein Blick auf ihre erstarrten Züge sagte ihm, was geschehen war. Er faßte sich schnell, sprach die letzten Verse, der Vorhang fiel, und

nun entstand unter den Schauspielern eine heftige Bewegung. Alles war um die Ohnmächtige beschäftigt, Miltenberg, der wohl gemerkt hatte, daß etwas vorgegangen sey, den aber seine Rolle hinderte, zu erfahren, was es war, sprang schnell auf, faßte in tödtlichem Schrecken die bewußtlose Geliebte in seine Arme, und trug sie auf ein Sopha. Lucie, die Zofen eilten herbey, Ferdinand hielt Natalien an seiner Brust, seine Stimme rief sie in's Leben zurück. Sie schlug die Augen auf, ihr erster Blick traf auf Miltenberg, der mit der aufrichtigsten Zärtlichkeit um sie beschäftigt war. In diesem Moment war auch sie nicht Herr genug über ihr Herz, ihr Auge hing an dem seinen; ohne sprechen zu können, drückte sie seine Hand, mit der er, im Übermaß der Freude, die ihrige an seine Lippen preßte. Aber in diesem Augenblicke füllte sich das Zimmer mit Fremden, die theils Nataliens Zufall, theils der Wunsch, den Schauspielern Complimente zu machen, herbey geführt hatte. Natalie zog die Hand zurück, Ferdinand entfernte sich von ihr. Sie wurden umringt, man erkundigte sich nach Nataliens Ohnmacht, man forschte nach der Ursache, man rieth ihr eine Menge Mittel. Die Anstrengung der Rolle, und die Hitze des Saals

dienten ihr zum wahrscheinlichen Vorwand; es war ihr peinlich, das nichtige Geplauder, die leeren Complimente, die noch leereren Bedauerungen und Tröstungen anzuhören. Ihr Herz war voll, ihr Blick suchte den, der ihr in einem schönen Augenblicke theurer als je geworden war. Endlich gelang es ihr, sich aus dem Schwarme zu retten, der sie umgab. Sie sah Ferdinanden nicht mehr im Zimmer; sie trat unter die Thür des Cabinets. Da saß er zwischen zwey der schönsten Damen, die ihn schon bey Graf Vollnau hatten spielen sehen, tändelnd, lachend, kosend, bald von dieser, bald von der andern angezogen. Natalie wandte sich schnell um; er hatte sie gar nicht bemerkt, und sie eilte eben so ungesehen auf ihr Zimmer, wo sie mit ausbrechenden Thränen sich auf ihr Canapeh warf, und ihren schmerzlichen Gefühlen freyen Lauf ließ.

Das war also der Ausgang ihrer Hoffnungen, die Entwickelung, zu welcher die Ereignisse dieses Abends geführt hatten! Das vermochte der Mann, an den ihre Leidenschaft sie zu verrathen im Begriffe stand, an den sie vielleicht sich schon verrathen hatte, und der eine halbe Stunde vorher mit dem Ausdrucke der zärtlichsten Besorgniß sie in seinen Armen gehal-

ten hatte! Er liebt mich nicht! rief sie: Er kann nicht lieben, nichts lieben, als sich selbst.

Unter dem Vorwande, daß sie Ruhe bedürfe, wußte sie Lucien, die sehr bereit war, von dem heutigen Abende, von Ferdinands vortrefflichem Spiele, vor allem aber von seiner Schönheit und Liebenswürdigkeit mit ihr sehr umständlich und lange zu plaudern, zum Schweigen zu bringen. Wie hätte sie es vermocht, in ihrer jetzigen Stimmung dieses Gespräch auszuhalten! Am andern Tage war ihr Entschluß gefaßt. Sie wollte sich bestimmt und für immer von Ferdinand zurück ziehen. Trotz aller seiner guten Eigenschaften war er ihrer Liebe nicht werth, und kein Glück von diesem Herzen zu erwarten. Sie sah die Schwierigkeit des Unternehmens, aber auch seine Nothwendigkeit ein, und sie fühlte Kraft genug in sich, es auszuführen.

Das Erste, was sie bey der nächsten Zusammenkunft that, war, zu erklären, daß sie keine tragische, und überhaupt keine große Rolle mehr übernehmen würde, weil ihre Gesundheit darunter leiden müßte. Ferdinand hörte diesen Entschluß mit Bestürzung und Unwillen an. Seine Liebe, seine Hoffnung, seine Eitelkeit waren gekränkt. Der Vorfall von vorgestern war ihm

noch räthselhaft geblieben; er wußte nicht, wie viel er auf Rechnung der Umstände, wie viel er auf Nataliens Gefühl schreiben sollte. Der Schwindel des allgemeinen Beyfalls, der schmeichelhaften Bewunderung hatte ihn diesen Abend zu sehr betäubt, und gestern den ganzen Tag hatte Natalie unter dem Vorwande der Unpäßlichkeit sich ihm entzogen. Er wurde irre an ihr, er war gereizt, beleidigt; und da sie auf seine unmuthige Äußerung, daß nun die Freude der ganzen Gesellschaft gestört, ja ganz zernichtet sey, indem sie, ohne eine Actrice für die ersten Rollen, ihr Theater nur gleich zuschließen könnten, ihm vorschlug, mit Lucien oder einer andern ihrer Freundinnen die Rollen einzustudieren, ergriff er diesen Gedanken mit einer Hast, die von Gleichgültigkeit, ja von Freude zeugen sollte. Lucie war eben so schnell bereit, sich zu einem Geschäfte zu drängen, das ihr so süße Befriedigung versprach. Natalie schlug das feuchte Auge nieder. Miltenberg stand in seiner ganzen kindischen Eitelkeit vor ihr. Er liebt dich nicht! rief eine schmerzliche Stimme in ihrem Innern, und ein Seufzer, den sie nicht ganz zu unterdrücken vermochte, entfloh ihren Lippen.

Nun, so ist uns ja allen geholfen, sagte sie in der nächsten Minute mit ihrer gewohnten Heiterkeit, und wir können nur gleich anfangen, uns um ein neues Stück umzusehen! Sie setzte noch einiges scherzend hinzu. Ferdinand, immer mehr und mehr von diesem Tone gereizt, gab sich Mühe, noch unbefangener, noch munterer zu scheinen. Lucie war in ihrer Glückseligkeit; die andern stimmten ein, die Gesellschaft wurde fröhlich und laut. Es wurde ein Stück gewählt, die Rollen ausgetheilt, und zu studieren angefangen.

Ferdinand fand den Fingerzeig, den ihm der Zufall gegeben hatte, sehr erwünscht, um Naliens wahre Gesinnung auszuforschen, sie zu bestrafen, wenn sie ihn nicht liebte, und sie zur Annäherung zu zwingen, wenn das, was sie für ihn fühlte, mehr als Wohlwollen war. Er wandte sich auffallend an Lucien. Er selbst studierte die neue Rolle mit ihr ein, er las mit ihr allerley Bücher, er gab sich das Ansehen eines Lehrers bey ihr, er nannte sie sogar zuweilen scherzend seine Julie, und spielte nicht undeutlich darauf an, daß er wohl ihr St. Preux werden könnte; kurz, er schien seit jenem Tage seine ganze Aufmerksamkeit, ja, mehr noch als bloße Aufmerksamkeit, auf sie zu richten, und Lucie

war unaussprechlich vergnügt, nicht bloß, weil der schöne und liebenswürdige Jugendgespiele sich ihr einmahl in wärmerer Zuneigung näherte, sondern auch, weil sie nun von der gefährlichen Cousine weniger fürchten zu dürfen glaubte. Die beyden Väter sahen dieses neue Verhältniß, und es war ihnen lieb, daß Ferdinands Sinn endlich die Richtung genommen hatte, die längst in geheim ihr Wunsch gewesen war.

Indessen, so erwünscht alles zu gehen schien, so erkaltete doch Ferdinands Eifer für das Theater zusehends; er betrieb die Sache nicht mehr mit der vorigen Wärme. Lucie gab sich alle ersinnliche Mühe, Natalie unterrichtete sie mit der größten Sorgfalt, die übrigen alle waren noch eben so gestimmt, wie vorher; aber Miltenberg war nicht mehr derselbe. Gegen jedes vorgeschlagene Stück hatte er etwas einzuwenden; es fanden sich jetzt überall Schwierigkeiten, Hindernisse. Die Proben wurden lässig betrieben, die Aufführungen waren kalt und seelenlos — und einige Wochen nach jener glänzenden Vorstellung des Tancred wurde das Theater abgebrochen, und der Saal wieder zu seinem vorigen Gebrauche eingerichtet. Niemand bedauerte das mehr, als Lucie, die, trotz ihrer natürlichen Unfähigkeit zu

jeder größeren Rolle, mit einer Art von Leidenschaft diese Beschäftigung ergriffen hatte; doch tröstete sie Ferdinands fortwährende Aufmerksamkeit für sie auch bald über jene Entbehrung.

Natalie sah das alles schweigend und zweifelhaft an. Ihr war und blieb es noch immer unglaublich, daß Ferdinand Lucien wirklich lieben sollte. Sie fand in den Äußerungen seiner Gefühle mehr Prunk als Wahrheit, mehr Galanterie als Innigkeit; sie sah ihn oft mitten im Gespräche mit seiner neuen Erwählten sich gleichgültig oder gar gähnend mit unbedeutenden Nebendingen beschäftigen, sie glaubte manches Mahl einen seltsamen Blick zu überraschen, der sie seitwärts traf, wenn Ferdinand sich von niemand beobachtet meinte, sie fühlte, was in diesem düstern vorwurfsvollen Anschauen lag, sie konnte nichts thun, um das gespannte Verhältniß zu lösen, und sah so kummervoll ahnend einer trüben Zukunft für sich, für Lucien und den noch immer theuern Freund entgegen.

Auch seine Stimmung fing an sich zu ändern. Er wurde ungleich, launisch, finster, und wie jetzt der Winter zu Ende ging, warf er einmahl im Gespräche mit Lucien, so wie von ungefähr, den Gedanken hin, daß er wohl gesonnen

wäre, nächsten Frühling eine Reise zu machen, daß er Italien sehen möchte, wohin er auf der ersten Tour nicht gekommen war, daß er vielleicht ein Jahr ausbleiben würde. Natalie erblaßte, sie richtete einen durchdringenden Blick auf ihn, wie er dieses Vorsatzes, gleich als einer unbedeutenden Sache, so im Vorübergehen erwähnte; aber Lucie fuhr mit tödtlichem Schrecken empor. Von hier wollen Sie? rief sie mit dem Tone des Entsetzens: Und so weit? Und auf ein ganzes Jahr? Großer Gott! Ferdinand sah sie verwundert an, er sprach von den Freuden dieser Reise, von den Reizen, den Kunstschätzen Italiens. Lucie widersprach eine Weile mit Heftigkeit; endlich brach sie in Thränen aus, und verließ schnell das Zimmer.

Ferdinand sah ihr erstaunt nach. Was war das? sagte er nach einer Pause zu Natalien. Was Sie längst hätten merken, und, wenn es Ihre Absicht nicht war, nicht hätten nähren sollen! antwortete sie mit sanftem Ernst, indem sie aufstand und der Cousine folgte.

Diese Worte warfen einen Blitz in Ferdinands Seele. Er sah, was er gethan hatte, was ihm bevorstand, was er verloren, mit einem schmerzlichen Blicke. Lange blieb er in düstern,

streitenden Gedanken versunken sitzen. Als er sich zu Hause wieder fand, war der Entschluß, zu handeln, das drückende Verhältniß, das nun einmahl nicht mehr so bleiben konnte, zu lösen, oder mit Gewalt zu sprengen, das erste und einzige, dessen sein verworrenes Gemüth sich klar bewußt wurde.

Er wollte fort, er wollte mit Einem Streiche alles enden, seine Qual, Luciens thörichte Hoffnungen, Nataliens Widerstand. Sie sollte ihn verlieren, um zu fühlen, was er ihr gewesen. Die Reise nach Italien, die vorher wirklich nichts, als ein flüchtiger Gedanke gewesen war, wurde nun ernstlicher Plan. Er sprach davon mit seinen Ältern, mit Sternhelm, der betroffen diese Neuigkeit vernahm, mit den Mädchen, mit jedermann, und betrieb die Anstalten zur Abreise öffentlich. Nun wurde Lucie krank, ihr Gemüth vermochte den Schmerz getäuschter Hoffnung, die sie für so sicher, so nothwendig zu ihrem Glücke gehalten hatte, nicht zu ertragen. Im Anfange ahnte man die wahre Ursache nicht. Als keine Mittel anschlugen, erklärte es der Arzt für Gemüthskrankheit, und Lucien in Gefahr. Nataliens Herz war schmerzlich gepreßt. Hier die hinwelkende Freundinn, dort ihr eigener Ver-

lust, und zur Lösung des dringenden Knotens, der ihrer aller Glück zu zernichten drohte, nur Ein Mittel: Offene Sprache, Erklärung gegen Sternhelm und Miltenberg! Es mußte gehandelt werden, das fühlte sie, und niemand konnte das besser, als sie. Ihr Glück, alle ihre Aussichten waren das Opfer dieses Entschlusses; aber ein Blick auf Lucien entkräftete alle Einwendungen der Selbstliebe.

Sie ging zu ihrem Oheim, entdeckte ihm den wahren Grund von Luciens Krankheit, und erklärte, daß, wenn nicht bestimmte Schritte geschähen, um Miltenbergs Abreise zu hindern, und eine Verbindung zu bewerkstelligen, von welcher Luciens Glück und vielleicht ihr Leben abhinge, sie traurigen Folgen entgegen sähe. Der Vater erschrack im ersten Augenblick; aber diese Verbindung war längst sein geheimer Wunsch, und der Gedanke daran ihm daher sehr geläufig. Er beruhigte Natalien, versprach ihr, alles einzuleiten, und fuhr auf der Stelle zu seinem alten Freunde, um mit ihm über das Schicksal ihrer Kinder zu sprechen.

Er fand hier entsprechende Gesinnungen. Der General hatte längst dieselben Hoffnungen genährt; an Ferdinands Willen zweifelte niemand,

und so waren die Freunde bald einig. Sie sahen mit Freude einer ungetrennten Zukunft, einem Fortleben ihrer treuen Zuneigung in Kindern und Enkeln entgegen, und Sternhelm fuhr beruhigt nach Hause, ließ Natalien rufen, und durch sie seine Tochter auf eine günstige Wendung ihres Schicksals vorbereiten.

Auch Ferdinand wurde zu seinem Vater beschieden, der nichts anders dachte, als die längst genährten Erwartungen und Wünsche des Sohnes mit der Erklärung des alten Sternhelm auszusprechen. Aber wie erstaunte er, als Ferdinand stumm, mit erloschenen Blicken, mit erblassenden Lippen diesen Antrag hörte, und noch lange, nachdem der Vater zu reden aufgehört hatte, kein Wort erwiederte.

Was hast du, Ferdinand? fragte er endlich.

»Lucie ist krank? Krank um meinetwillen? Man fürchtet für ihr Leben, wenn ich sie verlasse? O Gott, o Gott! Was hab' ich gethan!« Er schlug beyde Hände vor's Gesicht und stürzte fort. Der General sah ihm befremdet nach. Nach drey Stunden, während er im Sturm und Regen in der nahen Aue herum geirrt war, kam er erschöpft, bleich, aber entschlossen zurück. Er kleidete sich um, ging zu seinem Vater, und erklär-

te, daß er hier bleiben, und Lucien seine Hand reichen wolle. Ich allein habe gefehlt, sagte er: Es ist billig, daß ich allein büße; durch mich soll niemand unglücklich werden. Er setzte hierauf seinem Vater das ganze Verhältniß, alle Verirrungen seines Herzens aus einander. Der Vater faßte und theilte den Schmerz des Sohnes, aber er bestärkte ihn in seinen Entschließungen. Es ward ausgemacht, daß niemand, selbst der alte Sternhelm nicht, jemahls etwas von dieser Unterredung erfahren sollte, und der General führte ihn Abends zu seiner Braut.

Sein Eintritt — man hatte ihn mehrere Tage nicht gesehen — verursachte überall heftige Erschütterungen. Er näherte sich Lucien, faßte ihre Hand, erkundigte sich theilnehmend nach ihrem Befinden, und erwähnte im Gespräche seines geänderten Vorhabens, daß er nun doch nicht nach Italien gehen würde. Lucie vernahm diese Worte wie eine Bothschaft vom Himmel; noch mehr beglückte sie Ferdinands mildes, beynahe zärtliches Betragen, und Natalie erkannte bestimmt, daß alles entschieden, und jede Hoffnung für sie verschwunden sey.

Lucie erhohlte sich zusehends, Ferdinands Betragen blieb sich fortan gleich, und sobald sie ge-

nesen war, that er auch den letzten Schritt, und bath Sternhelm förmlich um die Hand seiner Tochter. Lucie war auf dem Gipfel des Glückes, und in den ersten Tagen beynahe wahnsinnig vor Freude. Ferdinand theilte ihr Entzücken nicht. Natalie verfiel sichtlich, und sprach im Ernste davon, den nächsten Frühling zu ihrer Freundinn auf's Land zu gehen, um ihre Gesundheit herzustellen. In Luciens Seele kam kein Argwohn, auch dann nicht, als Ferdinand täglich düstrer wurde, und sie ihm recht ängstlich rieth, mit dem Arzte zu sprechen.

Natalie führte ihren Entschluß aus, und der Tag, an dem die Pferde der Gräfinn sie abhohlen sollten, war bestimmt. Es war ihr unmöglich, hier zu bleiben, und Zeuginn der Scenen zu werden, die so nahe bevorstanden. Aber nicht dieß allein, nicht bloß Ferdinands Verlust trieb sie gewaltsam aus dieser Nähe; es war die schmerzliche Besorgniß, die mit jedem Tage wuchs, daß ein Charakter, wie Luciens, keinen Mann, am allerwenigsten den ihr bestimmten, glücklich machen könne; es war die Überzeugung, daß, nach den ersten Tagen des fröhlichen Rausches, Putz- und Galanteriewaaren, Schmuck und Meubeln wenigstens einen eben so großen Antheil an Lu-

ciens Glückseligkeit hatten, als der Besitz des Geliebten, daß sie über einen schönen Shawl beynahe in dasselbe Entzücken gerathen konnte, als vor einigen Wochen über Ferdinands Anwerbung, und während er düster und stumm an ihrer Seite saß, ihn Stunden lang von einer neuen Equipage oder der Einrichtung ihrer künftigen Wohnung zu unterhalten im Stande war.

Endlich kam der Postzug der Gräfinn. Lucie nahm wirklich betrübt von der Cousine Abschied, und diese sollte ihr versprechen, an ihrem Hochzeittage wieder zu kommen. Miltenberg richtete einen ängstlichen Blick auf sie; sie glaubte ihn zu verstehen, und sagte, daß es ihre Gesundheit schwerlich zulassen würde, die ziemlich weite Reise zwey Mahl in so kurzer Zeit zu machen. Dein Hochzeittag ist so nahe! setzte sie hinzu. Miltenberg wandte sich bey diesen Worten rasch ab, und trat ans Fenster. Lucie drang auf's Neue vergeblich in sie; Natalie umarmte sie in heftiger Bewegung, sie flehte im Innersten ihrer Seele Segen auf diese Verbindung vom Himmel. Ferdinand stand noch immer abgewendet. Leben Sie wohl, Herr von Miltenberg! sagte sie endlich. Er flog herbey, und faßte Nataliens Hand. Beyde zitterten, beyder Blicke vermieden sich. Möge es

Ihnen recht wohl gehen, Herr von Miltenberg! Möchten Sie recht glücklich seyn! Weiß Gott, es ist mein aufrichtiger Wunsch. Er lag mit dem Gesichte auf ihrer Hand, unvermögend zu sprechen. Adieu, Lucie! Adieu, Ferdinand! rief sie, riß sich los, und verschwand.

Sie sind ein seltsamer Mensch, Ferdinand! sagte jetzt Lucie: Warum waren Sie denn gar so frostig und stumm gegen die Cousine? Die Ärmste schien so bewegt, so herzlich freundlich. Es ist doch ein gar gutes Mädchen! Mir ist recht leid, daß sie an unserm Hochzeittage nicht da seyn kann! Sie hätte mich auch frisiren und anziehen sollen; das versteht sie prächtig.

Miltenberg erwiederte kein Wort. Er stand am Fenster, die Stirn an die Scheiben gedrückt, und sah Natalien einsteigen und abfahren. Als der Wagen seinen Blicken entschwunden war, wandte er sich um. Lucie sah ihn erschrocken an: Ach Gott! Wie sehen Sie aus, Ferdinand? Ist Ihnen nicht wohl? Ein Schwindel, sagte er, und warf sich auf's Canapeh. »Ich will gleich nach dem Arzte schicken!« Nur das nicht! rief er, und sprang auf. Lucie näherte sich der Thür. Bleiben Sie, um Gotteswillen, bleiben Sie! In der Luft wird mir leichter werden. Er

riß den Hut vom Tische und eilte fort. Lucie sah ihm kopfschüttelnd nach, aber Besorgnisse kamen keine in ihr Gemüth.

Unterdessen war der Hochzeittag heran gekommen. Ferdinand hatte ihm in der Stimmung eines zum Tode Verurtheilten entgegen gesehen. Der unablässige Kampf in seinem Innern griff seine Gesundheit an, und er stand an dem verhängnißvollen Morgen von einer im Fieber durchwachten Nacht auf. Mit Schauer kleidete er sich an, und bebte vor dem Spiegel zurück, der ihm seine Gestalt im festlichen Gewande mit diesen tiefen Zügen, diesen fiebrisch brennenden Wangen zeigte. Seine Ältern bemerkten die Veränderung, er wußte sie unter einem wahrscheinlichen Vorwande zu beruhigen, und man fuhr zur Trauung. Im Sternhelmschen Hause war eine glänzende Gesellschaft im größten Staate versammelt. Lucie schimmerte von Juwelen und von Glückseligkeit. Es wurde zur Unterschrift des Contracts geschritten. Die freudetrunkene Braut unterzeichnete behend und triumphirend die Urkunde ihres Glückes. Ferdinand erblaßte, er hielt sich am Spiegeltische, um nicht zu schwanken, sein Vater sah ihn besorgt an, und erinnerte ihn, zu unterschreiben. Er näherte sich wankend,

ergriff die Feder, und stürzte bewußtlos zu Boden.

Alles eilte erschrocken herbey. Man brachte den Ohnmächtigen auf ein Sopha; Lucie schrie und weinte laut. Mehr als eine halbe Stunde verging, ehe er zu sich kam, und alle Anwesenden waren in der größten Bestürzung. Endlich schlug er die Augen auf, fühlte sich aber so erschöpft und krank, daß an keine Vollendung der Ceremonie zu denken, und seine Mutter froh war, ihn nur in den Wagen und nach Hause bringen zu können.

Lucie wollte verzweifeln. Der alte Sternhelm schüttelte bedenklich den Kopf, die Trauung ward bis zur Wiederherstellung des Bräutigams aufgeschoben, und die Gäste gingen bestürzt und in seltsamen Gedanken aus einander.

Noch denselben Abend fuhr Sternhelm zum General, um sich nach Ferdinands Befinden zu erkundigen. Lucie ließ sichs nicht nehmen, ihren Vater zu begleiten, so wenig es auch dieser in dem Augenblicke für gut hielt. Die Generalinn kam ihnen weinend entgegen. Ferdinand lag in den heftigsten Fieberphantasien, der Arzt hatte sein Leben in Gefahr erklärt. Man ließ Lucien nicht zu ihm. Sternhelm ging mit der Genera-

linn hinein, kam nach einer Weile in tiefen Gedanken wieder heraus, und antwortete zu seiner Tochter großem Verdruß nur sehr einsylbig auf alle ihre Fragen.

Mehrere Tage lang schwebte Ferdinand zwischen Leben und Tod, endlich sprachen die Ärzte ihn außer Gefahr. Nun bestand Lucie darauf, ihn zu sehen. Seine Schwäche, die Erschütterung des Wiedersehens dienten dem Vater noch ein paar Tage zum schicklichen Vorwand, sie abzuhalten; endlich aber, als schon ihre Brüder und mehrere Bekannte ihn besucht hatten, als sie von allen Seiten hörte, daß er beynahe ganz genesen war, drang sie mit Ungestüm darauf, entweder Ferdinand zu sehen, oder die Ursache zu erfahren, warum nur sie allein, seine Geliebte, seine Braut, die das heiligste und erste Recht dazu habe, ihn nicht besuchen dürfe?

Sternhelm sah seine Tochter ernst und schweigend an. Lucie! begann er nach einem augenblicklichen Stillschweigen: Du warst immer ein gutes Mädchen, eine gehorsame Tochter, und bist gewiß überzeugt, daß unter allen Menschen auf Erden es niemand besser mit dir meint, als dein Vater. Nun, dieser Vater, dieser beste Freund räth dir, bittet dich inständig darum:

Verlange nicht den jungen Miltenberg zu sehen! Es ist nicht gut für euch beyde.

Mein Gott, Papa! Was meinen Sie damit? Nicht gut für uns beyde? Er wird doch nicht? — Hat etwa sein Verstand? —

Sternheim mußte trotz seines Unmuths über diesen Irrthum lächeln. Nein, mein Kind! erwiederte er: Fürchte nichts! Ferdinands Verstand hat nichts gelitten; er befindet sich vielmehr an Geist und Körper so wohl, daß er in einigen Tagen ausfahren wird. Aber Lucie! Ist dir denn gar nichts aufgefallen? Wäre dir kein anderer Fall denkbar?

Lucie starrte ihren Vater an, kein deutlicher Gedanke regte sich in ihr.

Warst du immer mit Miltenbergs Betragen zufrieden?

O ja, mein Vater! Er war immer so gut, so schön, so zärtlich!

Zärtlich? Weißt du auch wohl, was Zärtlichkeit ist?

Ach, lieber Vater! Machen Sie mir nicht bange mit so seltsamen Fragen! Ich habe ihn so lieb, er ist meinetwegen hier geblieben, er will mich heirathen; was soll ich —

Gut, mein Kind! Er wollte dich heirathen. Und weißt du auch, warum er das wollte?

Mein Gott! Warum heirathet man sich denn, als weil man sich liebt?

Wenn er dich aber nun nicht geliebt hätte?

Lucie trat einen Schritt zurück, das Wort starb auf ihren Lippen. Sollte es möglich seyn? begann sie nach einer Weile: Sollte mein Vermögen? — Aber, er ist selbst so reich.

Kurzsichtiges Kind! rief Sternhelm: Nun, wenn dein Stolz und dein Herz dir gar nichts sagen, so muß ich die traurige Pflicht übernehmen. Wisse also: Ferdinand hat dich nie geliebt.

O Gott, o Gott! schrie Lucie auf.

Er liebt eine Andere.

Mein Vater!

Deine Cousine, Natalie.

Natalie? schrie Lucie, und warf sich schreyend vor Schmerz an ihres Vaters Brust: O mein Vater, mein Vater! Wie falsch, wie treulos ist man mit mir umgegangen! Ihre Thränen strömten, und mit ihnen Verwünschungen über Natalien und Ferdinand.

Sternhelm bemühte sich, das stürmisch aufgeregte Gemüth seiner Tochter zu besänftigen; er versuchte es, ihr vorzustellen, daß sie, weit ent-

fernt, Ferdinand und Natalien anzuklagen, vielmehr die Schonung und den Edelmuth achten sollte, mit welchem sich beyde für sie geopfert hatten; daß man wohl Ferdinand den Leichtsinn seines frühern Betragens vorwerfen könne, daß er aber dann so schön, so vollständig gut zu machen gesucht habe, selbst mit der Überzeugung, einer Andern entsagen zu müssen, die er leidenschaftlich liebte, und von der er aller Wahrscheinlichkeit nach wieder geliebt wurde. Seine Fieberphantasien hatten nähmlich seinen Ältern und Sternhelm den wahren Zustand seines Herzens enthüllt, und Sternhelm, so leid ihm die zerrissene Verbindung that, konnte nicht umhin, die Gesinnung des Jünglings zu achten.

Doch alle diese Vorstellungen gingen an Luciens empörtem Gemüthe verloren. Sie blieb bey ihrem ersten Gedanken, daß man sie betrogen und verrathen habe; sie haßte Natalien, verabscheute Ferdinanden, und wußte durch ihren Jammer, ihren Ungestüm dem Vater das Versprechen abzudringen, daß er Natalien nie wieder in's Haus nehmen, und niemanden von den Miltenbergschen bey sich sehen wolle.

Ferdinand war indeß ganz wieder hergestellt; aber er war nach seiner Genesung nicht mehr der-

selbe, der er vorher gewesen war. Seine Lebhaftigkeit hatte einem stillen Ernste Platz gemacht; er vermied seine vorigen Gesellschaften, wo er durch jene Vorfälle zum Stadtgespräche geworden war, er sah niemanden, als seine vertrautesten Freunde, und äußerte bald darauf den Wunsch, die Güter seines Oheims, die ihm zugefallen waren, selbst zu verwalten, und deßhalb gleich jetzt mit dem kommenden Frühling auf's Land zu gehen. Die Mutter war zwar nicht zufrieden mit diesem Plane; aber der General und Sternhelm billigten ihn sehr, und freuten sich, in dem jungen Manne endlich eine Neigung zu zweckmäßiger Thätigkeit erwachen zu sehen. Sie unterstützten sein Vorhaben auf jede Art, und vier Wochen nach jener unglücklichen Hochzeitfeyer reiste Ferdinand auf seine Güter, und warf sich hier mit seinem wunden Herzen in die Arme der erwachenden Natur, die mit lang verkannter Gewalt mächtig an sein besseres Selbst sprach, und ihn mild einlud, für die leichten Sorgen, die er ihr angedeihen ließ, die sanftesten Tröstungen aus ihrer Mutterhand zu empfangen.

Natalie hatte in ihrer Einsamkeit sehr bald die Geschichte des Trauungstages erfahren, und was für tausend andere eine Quelle süßer Hoff-

nungen gewesen wäre, diente nur dazu, ihre Brust mit neuen Sorgen zu erfüllen. War nicht der geliebte Freund gefährlich krank? Und wenn er genas, trat nicht Lucie in ihre alten Rechte ein? Durfte sie wohl sie daraus verdrängen? Und wußte sie denn genau, wie Miltenberg gegen sie selbst gesinnt war?

Mitten unter diesen Besorgnissen und Zweifeln kam ein Brief ihres Oheims, der schonend und väterlich einen kurzen Abriß alles dessen, was geschehen war, eine eben so treue Schilderung von Luciens Stimmung, und zuletzt die Bitte enthielt, vor der Hand zu bleiben, wo sie war.

Natalie legte den Brief aus der Hand. Er war frey, und sie war geliebt! Das waren in den ersten Augenblicken die einzigen Gedanken, die ihre Seele erhebend und beglückend erfüllten, und lange war sie nicht vermögend, einem andern Raum zu geben. Nach und nach kam mit der ruhigen Besinnung auch die Klugheit dahin, sich Gehör zu verschaffen, und nun erwachten wohl auch hier und da kleine Besorgnisse, die einige bittere Tropfen in den Becher der Freude mischten.

Lucie war aufgebracht, und der Schein für sie. Ferdinand hatte zwar für jetzt den Freuden und Befriedigungen seiner Eitelkeit entsagt; aber

wer bürgte für die Dauer dieser Gesinnungen? Und mußte sie nicht fürchten, den Verdacht der Cousine, so grundlos er war, zu bestärken, wenn sie sich nicht mit der größten Vorsicht betrug?

Sie ergriff also die Gelegenheit mit Freuden, als ihre Freundinn in ein sehr entferntes Bad reiste, sie zu begleiten, sich auf diese Art dem Argwohn Luciens und Ferdinands Nachforschungen zu entziehen, und zu erwarten, ob die Zeit seine Sinnesänderung bewähren würde. Niemand als ihr Oheim wußte um diese Reise und ihren Aufenthalt, und er hielt das Versprechen, das er ihr gethan, sie nicht zu verrathen.

So ging Monath an Monath hin, und der Herbst war bereits weit vorgerückt. Ferdinand bewohnte noch immer sein ländliches Schloß, auf dem ihn nur zuweilen seine Ältern oder einige Nachbarn besuchten. Doch war keine Leere, keine Sehnsucht nach den Freuden der großen Welt in ihm erwacht. Heitere Thätigkeit und ein geliebtes Bild erfüllten genügend sein Herz, und nichts war, was ihn jetzt noch kränkte, und seinen stillen Frieden störte, als die Ungewißheit über Nataliens Aufenthalt und ihre Gesinnung gegen ihn.

Ein sehr angenehmes Gefühl verschaffte ihm die Nachricht, daß sich ein neuer Anbether um

Luciens Hand bewerbe, und sie wahrscheinlich erhalten werde. Es war ein emigrirter Graf, der außer einem sehr empfehlenden Äußerlichen und dem Vorzug, aus einem der ältesten Häuser abzustammen, nichts aus dem Schiffbruche seines Glückes gerettet hatte. Aber der Graf von Villaret vergaß gern seiner Ahnen, um mit der schönen und gutmüthigen Bürgerlichen ein Vermögen zu empfangen, welches ihn in den Stand setzte, seine angebornen Ansprüche geltend zu machen.

Lucie ihrerseits fand in dem liebenswürdigen Fremden vollen Ersatz für ihr Herz, und in dem Titel einer Gräfinn und ihrem künftigen Glanz einen süßen Triumph über den Treulosen, der ihr eine Andere vorgezogen hatte.

Ferdinand hörte das alles mit großem Vergnügen. Willig gönnte er Lucien ihren Triumph, und freute sich innig, ein Herz, das er durch seine Schuld viel tiefer zerrissen glaubte, so schnell wieder geheilt zu sehen. Mit mehr Zuversicht als vorher, wandte er sich nun an Sternhelm, und bath und beschwor ihn um Nachrichten von Natalien; denn nun glaubte er sich völlig frey und berechtigt, dem mächtigen Zuge seines Herzens zu folgen. Statt aller Antwort auf die-

se dringenden Fragen kam eine freundliche Einladung von Sternhelm, bey der Vermählungsfeyer seiner Tochter, die in acht Tagen Statt haben sollte, als lieber Gast und Zeuge zu erscheinen. Von Natalien enthielt der Brief kein Wort.

Dieß ärgerte und kränkte ihn. Er konnte nichts erdenken, wodurch er diese Behandlung verdient hätte; er sah sich in seinem heiligsten, theuersten Gefühl verhöhnt oder wenigstens gering geschätzt, und er war fest entschlossen, nicht auf der Hochzeit zu erscheinen, wenn nicht die Gründe seines Vaters, der ihm vorstellte, daß Sternhelm es als eine Beleidigung der alten Freundschaft, und Lucie es als Trotz oder Reue ansehen würden, ihn bestimmt hätten, dennoch zu gehen.

Er sprach also sein erbittertes Herz zur Ruhe, und fuhr am Tage vor der Feyerlichkeit von seinem stillen Landsitze ab. Der Gedanke, das Haus, die Zimmer wieder zu sehen, wo er so viele schöne Stunden an Nataliens Seite zugebracht hatte, war ihm schmerzlich, und dennoch konnte er sich einer leisen Sehnsucht nicht erwehren, die ihm von dem Anblicke der einst so lieben, nun so verlassenen Stellen eine wehmüthige Beruhigung versprach.

Seine Ältern empfingen ihn mit außerordentlicher Freude. Es war das erste Mahl, daß er seit dem Anfange des Sommers wieder in die Stadt und in sein väterliches Haus gekommen war; dennoch schien ihm etwas Seltsames, Ungewohntes in der Stimmung seiner Ältern zu liegen, das er sich nicht erklären konnte, und das er zuletzt einer kleinen Verlegenheit zuschrieb, in der sie sich bey der heutigen Ceremonie um seinetwillen befinden würden. In dieser Absicht suchte er durch ein heiteres Betragen, durch die große Gleichgültigkeit, mit der er von dieser zweyten Verlobung sprach, bey der er nur eine Nebenrolle zu spielen haben würde, sie ganz von allem Zwange zu befreyen, und man fuhr gegen Abend im größten Staate zu Sternhelm.

Sie traten in die prächtig geschmückten Zimmer. Die Gesellschaft war bereits versammelt; man schien nur auf den zweyten Zeugen gewartet zu haben. Mit Juwelen bedeckt, und wirklich schön durch den geschmackvollen Anzug sowohl, als die Freude, die aus ihren Zügen strahlte, trat ihm Lucie entgegen, und stellte ihm ihren Bräutigam vor. Es war, als mische sich ein verborgener Triumph in ihr freundliches Lächeln; aber Ferdinand wünschte ihr mit so viel Herzlich-

keit Glück, schien so ganz wieder der alte Freund und Jugendgespiele, daß das Verhältniß zwischen ihm und Lucien bald hergestellt war, und auch Villaret durch die liebenswürdige Persönlichkeit seines ehemahligen Nebenbuhlers sich herzlich an ihn gezogen fühlte.

Die ersten Begrüßungen waren vorbey. Ferdinand sah sich ringsum, tausend Erinnerungen kamen ihm hier von allen Seiten entgegen, und eine unaussprechliche Wehmuth erhob sich in seinem Herzen, als plötzlich eine Dame, die seitwärts bey mehreren Andern stand, sich bey dem Klange seiner Stimme nach ihm umwandte, und er Natalien vor sich stehen sah. Seine Bestürzung, sein Erstarren sagten ihr mehr als Worte, was in diesem Augenblicke in seiner Seele vorging. Auch sie konnte die heftige Erschütterung ihres Gemüthes kaum verbergen; aber eben, wie er sich ihr nähern wollte, rief ihr Oheim sie ab, und sie verließ das Zimmer.

Er sah ihr staunend nach. Alles, was ihn noch umgab, was um ihn vorging, verschwand vor seinen Blicken. Einem Trunkenen gleich, wußte er von allem nichts mehr, als daß sie da war, daß er sie wieder gesehen hatte. Man schritt zur Unterschreibung des Contractes. In diesem Au-

genblicke trat Natalie wieder zur Thür herein, und seine Seele war in seinen Augen. Aber es war ihm unmöglich, mit ihr zu sprechen; denn sie schien ihn absichtlich zu vermeiden, und sich in einem Trupp von Mädchen zu verbergen, die sie zwischen sich genommen hatten. Nun ging nach Lucien und Villaret auch sie zum Tische hin und ergriff eine Feder. Er sah sie zittern, erröthen, und ein Blick, der ihn von der Seite traf, stürzte ihn in neue Verwirrung. Warum unterschrieb sie als Brautjungfer? Warum zitterte sie? Warum vermied sie ihn so sichtlich? Aus der Betäubung, in der er sich befand, weckte ihn der Ruf seines Vaters, der ihn zum Unterschreiben rief. Er wußte nicht, was er that, und Sternhelm mußte ihm zwey Mahl die Stelle zeigen, auf die sein Nahme zu stehen kommen sollte. Er versuchte es nun vom Neuen, sich Natalien zu nähern; aber es wurde zur Trauung gefahren, und er sah sich abermahl von ihr getrennt.

Die Generalinn war Brautmutter; sie stieg mit Lucien, Natalien und dem Brautführer in die erste Kutsche. Ferdinand mußte mit dem Bräutigam in der zweyten fahren. Die Übrigen folgten, wie es jedem gut dünkte. Man kam in der

Capelle an, wo niemand zugelassen wurde, als der zum Brautzuge gehörte. Lucie und Villaret traten vor den Altar. Ferdinands Augen hingen glühend an Natalien; sein Herz schlug hoch, er dachte an das Entzücken, wenn er so mit ihr hier stehen dürfte, wenn ihre Kälte, wenn seine Schuld ihn nicht um dieses Glück gebracht hätten. Nun war die Trauung vollzogen; Glückwünsche, Umarmungen, Thränen empfingen das Brautpaar. Auf einmahl trat Sternhelm hervor, und wandte sich zu dem Geistlichen: Verzeihen Sie, hochwürdiger Herr! Hier ist noch ein Paar zu trauen — und mit diesen Worten faßte er Nataliens Hand. Der General ergriff die seines Sohnes. Alles staunte, oder schien zu staunen; die Liebenden sahen sich zitternd an. Du hast nicht mein Sohn werden können, Ferdinand! sagte der alte Sternhelm: In meiner Familie muß ich dich aber nun einmahl haben. Dein ernster Wille für's Gute, dein Ausharren auf dem Wege der Pflicht verdient Belohnung. Empfange Natalien aus meiner Hand, und sey mein lieber Neffe! Ferdinand stürzte zu Sternhelms Füßen nieder. Er war nicht im Stande zu sprechen. Natalie weinte heftig an der Brust der Generalinn. Alles war gerührt. Jetzt erhob

sich Ferdinand, und trat zu Natalien: Und werden auch Sie einwilligen, mein Fräulein? Ist es auch Ihr Wille? Er sah sie schüchtern an. Sie reichte ihm die Hand. Ihr Blick, ihre Thränen, nicht ihre Worte, versicherten ihm sein Glück. Sie zog einen Ring vom Finger, und steckte ihn an Ferdinands Hand. Er verstand sie. Er kniete vor ihr nieder, küßte diese Hand, die nun sein war, mit ehrerbiethiger Zärtlichkeit, und führte die bebende Braut zum Altare. Noch halb trunken von seinem unerwarteten Glücke sank er nach der Trauung in die Arme seiner Ältern. Lucie und Villaret drängten sich zu ihnen, um sie zu umarmen; jede bittere Erinnerung war im Meere der Freude versunken, und die Sonne war vielleicht noch selten über vier glücklichere Menschen untergegangen.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

Seite.

1. Die Wallpurgisnacht. 7
2. Die Geschwister. 79
3. Der entwendete Schuh. 167
4. Das gefährliche Spiel 243

[library stamp]

Bayerische
Staatsbibliothek
München

R[illegible] Ketter
de

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pichler, Caroline,

Sämmtliche Werke

Bd.: 23

Wien 1823

P.o.germ. 1811 w-23
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10124697-5